
HN 5S4I 9
Digitized by Google



Jagdbüchlein

oder

Anweisung,

sowohl

Vogelwildpret,

als

vierfüssiges Wildpret

auf

eine leichte und angenehme Art
zu bekommen,

für angehende Förster und Jagdliebhaber
nüzlich und unterhaltend.

Neuwied,
bey Johann Ludwig Gehra. 1798.

Vorerinnerungen.

Ich bin kein eigentlicher Jäger von Profession, kein systematischer oder theoretischer Jäger, daß ich so sagen mag, der seine Kenntnisse der Jagd aus forstwissenschaftlichen Schriften erlangt hätte, sondern alles ist bey mir praktische, durch eine mehr als fünfzehenjährige Jagdübung erlangte Wissenschaft, die zwar nicht ganz schulgerecht seyn mag, aber doch gewiß jedem angehenden Jäger mit gutem Nuzen mitgetheilt werden kann. Mag immerhin ein gründlicher Kenner der Forstwissenschaft hin und wieder Mängel in diesem Schriftchen zu entdecken glauben; so weis ich doch gewis, daß ich eine nüzliche und unterhaltende Schrift liefere.

Ich habe schon viele Jahre das Vergnügen gehabt, in einer Gegend jezuweilen, soviel solches meine Berufsgeschäfte verstatteten, zu jagen, wo nicht nur kleines, sondern auch groses Wildpret in Menge ist, und wo ich die Jagdplane erfahrener Jäger angesehen und angehört habe. Daher glaube ich, auch nun im Stande zu seyn, meine aus der Erfahrung erlangten Kenntnisse andern mit gutem Nuzen mittheilen zu können. Freylich habe ich hin und wieder nur Winke gegeben, wo sich viel mehr hätte sagen lassen, und nur allgemeine Regeln angegeben, welche allgemeine Regeln aber ein Jäger, der Vergnügen an der Jagd findet, und Fähigkeiten besizt, leicht wird in jedem einzelnen Falle anwenden und Gebrauch davon machen können.

Weil mir aber nach der Verfertigung dieses Werkchens jezt, da ich dieses schreibe; noch einige nüzliche Bemerkungen einfallen, die dem Jäger, der sie noch nicht weis, willkommen seyn werden; so füge ich solche noch hier

hier bey Es ist dem Jäger von grosen Nuzen, daß er auf der Jagd wisse, woher der Wind kommt. Dieses kann man um auf verschiedene Art erforschen: wer Toback raucht, der sieht gleich an dem Rauch, woher der Wind kommt. Wenn man etliche Stükchen Papier fallen läßt, so zeigen auch diese die Richtung des Windes an. Rupft man ein langes Haar vom Kopfe aus, und hält es vor sich, so wird auch durch die Richtung desselben der Wind offenbar. Aber das beste und sicherste Mittel, den Wind zu erforschen, ist folgendes: man steke einen Finger in den Mund, und beneze ihn, streke ihn dann in die Höhe, und man wird sogleich an dem Finger fühlen, woher der Wind kommt.

Ein Gehege, das man von Treibern durchjagen läßt, darf nicht zu klein, aber auch nicht zu gros seyn; die Treiber dürfen zwar nicht ganz nahe beysammen, aber doch auch nicht über zehen Schritte von einander entfernt gehen. Die Gegend, welche sie durchtreiben

treiben, darf aus der Ursache nicht ganz klein seyn, weil sonst gar zu wenig Hofnung vorhanden ist, etwas heraus zu jagen, und durch das oftmalige Anstellen bey solchen kleinen Trieben das Wild, das in der Nähe ist, zu sehr verscheucht wird. Aber aus der Ursache darf der Trieb auch nicht zu weitläuftig seyn, weil sonst den auf einer Stelle stehenden Jägern die Zeit gar zu lang währen, und bey kalter Witterung die Kälte gar zu sehr zusezen, auch das Wild gar zu leicht an einer unbesezten Stelle durchkommen würde. Die rechte Breite eines Triebs sind ohngefehr dreyhundert Schritte, und die Länge tausend Schritte. Es kommt aber freylich dabey viel auf die Umstände und Lage des Triebs, wie auch auf die Menge der Schüzen und der Treiber an.

Weil ich gar keine Ansprüche darauf mache, für einen gründlichen und ausgelernten Jagdkenner gehalten zu werden, (denn die Jagd ist, wie gesagt, mein eigentliches Fach nicht;) so

so wird auch jeder Leser hoffentlich meine Schrift mit Nachsicht beurtheilen; denn ich will ja die nicht belehren, welche grössere Kenner der Jagd sind, als ich, sondern nur die Anfänger, die weniger davon wissen, als ich, und diese werden meine Schrift gewis nicht ohne Nuzen lesen.

Allgemeine Bemerkungen.

Erster Abschnitt.

Nicht jeder Mensch ist für die Jagd gemacht, nicht jeder hat Vergnügen daran, und nur wenige haben eine solche körperliche und geistige Beschaffenheit, daß sie die Jagd mit Nuzen und Vergnügen exerciren können. Es gehört dazu ein etwas starker Körper, der Hize, Kälte und Ermüdung ertragen kann, und nicht weniger nöthig ist einem Jäger die edle Tugend der Gedult. Wer sogleich unlustig und verdrießlich wird, sobald er nichts von Wild antreffen kann, oder sobald er fehl geschossen hat, und nun voll Unmuth nach Haus geht; oder wer es sich verdrießen läßt, stundenlang still zu stehen, erstarret für Kälte, oder den heissen Sonnenstra-

ten

len ausgesezt, wer es sich verdrießen läßt, Berge zu ersteigen, und wieder in Tiefen und Abgründe hinunter zu gehen, dem ist die Jagd nicht anzurathen; er wähle sich ein anderes Vergnügen, das seinem Körper und seinem Geiste besser angemessen ist. Die Gedult ist nöthig dem, der mit gutem Glüke jagen will. Oefters trit der Fall ein, daß die Jagdhunde lange ausbleiben, ehe sie ein Wild finden, oder wenn sie eins gefunden haben, daß sie es etliche Stunden herumjagen, ehe es dem Jäger schußmäßig kommt; da mus er denn mit Gedult ausharren, bis es kommt. Wenn der Jäger ein Wild, das er von ferne weiden sieht, erschleichen will, so darf er ebenfalls nicht voll Ungedult hinzueilen, sondern da mus er viel Gedult haben, um recht langsam hinzuzuschleichen; oder wenn er auf dem Anstand steht, so ist ihm wiederum die Gedult nöthig, indem er wohl etliche Stunden auf die Ankunft desselben warten mus; oder wenn das Wild von Menschen herbeygetrieben wird, so dauert es auch oft sehr lange, bis es kommt; wird der Jäger nun ungedultig, und verläßt seinen angewiesenen Posten, so kann noch hernach das fetteste Schwein oder der schönste Hirsch zu seinem größten Verdruß über die Stelle hinweglaufen, wo er gestanden

den hat, ohne daß er darnach schiesen kann. Wenn der Jäger zwei - oder dreimal vergeblich gejagt hat, und er hat die Gedult, das drittemal sich eben die Mühe, wie vorher, zu geben; so thut er dann vielleicht eine der glüklichsten Jagden. Denn welcher Jäger weis es nicht, daß bey keinem Geschäfte mehr auf den blosen Zufall oder das Glük ankommt, als bey der Jagd? Freilich trägt auch die Erfahrung und Kenntnis des Jägers viel dazu bey, daß er eine gute Jagd thut; aber doch viel mehr das Glük. An einem Orte, da er nichts von Wild erwartet, kann er unvermuthet den schönsten Schuß machen, und wenn er ein andermal die fetteste Beute schon in Händen zu haben glaubt, und das Glük ist ihm ungünstig, so kann ihm die Flinte versagen, oder zu langsam losbrennen, oder er kann aus Uebereilung fehl schiesen, oder das Wild kann sich durch einen unbesezten Winkel durchschleichen, oder viele andere Unfälle können ihm die Beute rauben. Darum harre der Jäger geduldig aus, bis ihm das Glük günstig ist, und ihm sein beschiedenes Theil vor die Flinte bringt. Gewis wird es dieses bald oder spät thun.

Näch-

Nächst der Gedult braucht der Jäger noch eine andere Eigenschaft sehr nothwendig, nemlich die Vorsichtigkeit; ohne Vorsichtigkeit macht sich nur leider allzuleicht ein Unglük. Wie viele Beyspiele hat man, daß selbst dem erfahrensten Jäger das Unglük widerfahren ist, sich oder andere zu schiesen! Wer nun unvorsichtig mit dem Gewehr umgeht, oder allzu eifrig auf das Wildpret los schiest, ohne vorher wohl nachgesehen zu haben, ob nicht etwa ein Mensch in derselben Gegend in dem Gebüsche verborgen steht; oder wer mit gespanntem Hanen einhergeht, ehe er noch etwas zu schiesen sieht, oder ein Gewehr trägt, das nicht gut in der Ruhe steht, oder die Mündung des Gewehrs gegen sich selbst oder andere kehrt, oder irgend eine andere Art von Unvorsichtigkeit begeht, indem er das Gewehr zu scharf lädt u. dgl. Wie leicht kann der sich oder einen andern tödten? Darum wird auch ein gelernter Jäger allezeit viel vorsichtiger seyn, als ein anderer Jagdliebhaber, weil er von der Gefährlichkeit des Gewehrs wohl unterrichtet ist. Er wird die Flinte nicht zu scharf laden, und wenn er schiesen will, so wird er ganz kaltblütig bleiben, nicht zittern für Hize, sobald er nur einen stolzen Hirsch oder so was zu Gesicht bekommt;

bekommt; (denn wer dann nicht gelassen bleiben kann, der wird gewis nicht grade zielen können, und wahrscheinlich fehl schiessen.) Die Kaltblütigkeit wird also bey der Vorsichtigkeit vorausgesezt, und wer nicht kaltblütig jagen kann, der wird auch schwerlich Vorsichtigkeit beobachten. Man trage also nie ein Gewehr, das entweder nicht gut in der Ruhe steht, oder das in dem Lauf ein Loch hat; man lade nie zu scharf. Das findet sich leicht, welches die rechte Ladung eines Gewehrs sey; sobald es heftig stößt bey dem Losdrücken, so war es zu scharf geladen; ein andermal thue man weniger Pulver hinein, und sehe darauf, daß der ganze Schuß, das Pulver nebst seinem Stopfen, wie auch der Schrot oder die Kugel nebst dem Stopfen, fest aufsitze, so daß kein leerer Raum darzwischen bleibt, doch ohne den Schuß alzu fest und gewaltsam zusammen zu pressen, welches auch nichts taugt. Man lasse niemals einen Schuß zu lange in der Flint; ist das Gewehr geladen, so ziehe man den Schuß lieber heraus, als daß man ihn losschiese. Niemals lasse man einen alten Saz in dem Gewehr, sondern puze den Lauf nebst dem Schlosse sorgfältig aus, sobald man welchen merkt. Ist der Lauf nicht sauber, so kann das beste Gewehr von

einem

einem mäßigen Schusse zerspringen, und nicht nur dem Losschiessenden selbst Finger oder Hände wegnehmen, oder die Hirnschaale zerschmettern, sondern noch eher und leichter die nahe herumstehenden tödten.

Auf den gewöhnlichen Jagden pflegt man sich am liebsten der gewöhnlichen Jagdflinten mit engen Läufen, aber nicht so stark der Büchsen, und am allerwenigsten der Musqueten zu bedienen. Eine Büchse, welche eine Kugel bekanntlich sehr weit treibt, ist zwar auf dem Anstand, wo hohes Wildpret, als Hirsche und wilde Schweine, auch wohl Rehe langsam gehn oder stehn, gut zu gebrauchen; weil der Lauf inwendig nicht glatt, sondern gedreht ist, so fährt die Kugel, die gewöhnlich ein wenig gewaltsam hinein gestossen werden mus, auch nicht in einer unveränderten Richtung fort, sondern etwas gedreht kommt sie aus der Büchse, und so fährt sie fort, bis an das Wild, indem sie sich beständig in der Luft herum dreht; daher kommt ihre grose Gewalt und der weite Trieb der Büchse. Aber der Schuß aus einer Jagdflinte mit Schrot ist doch weit sicherer, und er trifft leichter, weil sich der Schrot ausbreitet. Eine solche Jagdflinte mus vor allen

len Dingen ein gutes Schloß haben. Sie mus sich leicht losdrücken; sonst, wenn einige Gewalt dazu erfordert wird, sie loszudrücken, so verrücket sich schon der Lauf, und es giebt einen Fehlschuß. Die Feder, die den Hanen treibt, mus stark, und die Pfanne wohl mit Stahl versehen seyn, damit sie auffährt, und die Flinte nicht versagt. Darum mus auch allezeit ein guter Stein auf der Flinte seyn. Wieviel Verdruß es dem Jäger zuweilen verursacht, wenn ihm die Flinte versagt, das weis jeder Jagdliebhaber. Also das Schloß mus gut seyn. Aber nicht weniger mus der Lauf von guter Beschaffenheit, nicht zu kurz, nicht zu weit, und auch nicht zu dünn von Eisen seyn. Man lasse die Flinte nie verrosten, und ist sie einmal naß geworden, so puze sie der Jäger sogleich ab, und trokne sie an dem Ofen. Am allerschädlichsten ist der Rost inwendig in dem Lauf; ist hingegen der Lauf inwendig recht rein, so treibt die Flinte ungleich weiter, und es schiest sich daraus viel besser, als aus einem unreinen Gewehr. Das gute Jagdpulver ist gewöhnlich von glänzender Farbe, und die Pulverkörner sind von gleicher Dike. Doch findet man auch kleinkörnichtes, das ebenfalls gut ist. Aber das Musquetenpulver taugt durchaus nichts zur

Jagd;

Jagd; es brennt zu langsam, und bis sich der Schuß entzündet, so ist die Flinte schon wieder verrükt, und der Schuß geht vorbey. Der Schrot für groses Wild mus sehr dik seyn, und für Schweine oder Hirsche mus man schlechterdings keine Kugel bey eine kleine Porzion thun. Man lade nur nicht viel Schrot, auch selten mehr, als eine Kugel in die Flinte; sonst hat das Bley keine Kraft, und fähr tnicht weit.

Der Jäger muß gut zu Fusse seyn; denn das Wildpret kommt nicht gern bey ihn, er mus ihm nachgehen. Deshalb mus er sich gewöhnen, nicht nur in der Ebene, sondern auch in den Gebürgen, ohne sonderliche Ermüdung fortkommen zu können. Das giebt sich durch die Gewohnheit; der, welcher anfangs von einer halben Stunde ermüdet, wird nach einem Viertheljahr oder halben Jahre zwey Stunden gehen können, ohne müde zu werden. Aber niemals laufe man ohne Noth, sondern man gehe seinen gewöhnlichen Gang gelassen fort. Nur selten kommt der Fall, daß der Jäger laufen mus; wenn er nemlich Hofnung hat, einem Wildpret, das in einer gewissen Entfernung bey ihm vorbey lauft, durch die Schnellfüßigkeit schußmäßig beyzukommen. Am aller-

lerschädlichsten ist das Laufen oder geschwinde Gehen bergauf. Wer keine gute Brust hat, der thut sich dadurch leicht Schaden an der Lunge, und mus hernach durch die Lungensucht dafür büssen, daß er einen Haasen bergauf hat erlaufen wollen. Der Jäger versehe sich auf der Jagd mit etwas Speise und Trank; es kann ihm unvermuthet flau werden, und ein plözlicher Hunger kann ihn anwandeln. Hat er dann etwas zur Stärkung, so gehts hernach wieder gut mit ihm. Der Jagdliebhaber gehe aber nicht zu oft auf die Jagd. Es geht mit jedem Vergnügen so, daß es uns zum Ekel wird, wenn wir es zu oft geniesen; so ists auch mit der Jagd. Sie ist ein schönes Vergnügen; aber zu oft geübt erwekt sie Ueberdruß. Nach einer mühsamen Beschäftigung in der Stube verrichtet schmekt hingegen die Jagd desto besser. Dann ist sie eine wahre Erholung für den Körper, und dem Geiste ebenfalls eine Erquikung; dann ist sie ein groses Vergnügen, und zwar eines der reinsten und unschuldigsten. Obgleich das Tödten der Thiere die Beschäftigung des Jägers ist, so ist das Vergnügen der Jagd gleichwohl ein unschuldiges Vergnügen, wenn die Thiere nicht

gemar-

gemartert, und entweder zum Gebrauch und Nuzen der Menschen, oder blos in der Absicht getödtet werden, damit sie den Menschen keinen Schaden mehr thun können. Es ist ein unschuldiges Vergnügen, weil der Jäger durch den Genuß desselben nicht nur nicht zu Lastern verleitet wird, wie oft andere gesellschaftliche Vergnügen Veranlassung zu allerlei Vergehungen geben, sondern weil der Jäger durch den Anblik der schönen Natur und durch das Einathmen der frischen Luft auch zu frommen Gefühlen und zur Dankbarkeit gegen Gott den Schöpfer der schönen Fluren und Wälder erwekt wird. Der müßte alles Gefühl für Schönheit verlohren haben, der bei einem schönen Frühlingsmorgen, oder in der Kühlung der Sommernacht, oder in der lieblichen Herbstsonne durch die Natur einherwandeln könnte, ohne sich in seiner Seele aufgeheitert, und zur Erhebung seines Herzens zu Gott, dem Schöpfer, aufgemuntert zu finden. Die Jagd ist aber auch ein gesundes Vergnügen, besonders für solche Leute, die an Beschwerungen in dem Unterleibe, und an Schwäche der Eingeweide leiden. Die Stokungen werden dadurch gehoben, und die Verdauung befördert,

der ganze Körper wird durch die frische Luft gleichsam angefrischt, und der Geist ungemein aufgeheitert. Daher kommt die heitere Stimmung des Gemüths nach dem Genusse der frischen Luft; daher dieses unnennbare Wonnegefühl, das wir bey dem Anblik einer schönen Gegend empfinden, weil dann Geist und Körper zugleich neue Kraft schöpfen, und gestärkt werden. Wehe also dem, der sich allezeit in sein Zimmer verschließt, und die frische Luft meidet! Er lebt in einem sehr widernatürlichen Zustande, der sich eben so wenig für den Menschen, als für ein anderes belebtes Geschöpf schikt. Der Schöpfer hat so manche Schönheiten in die Natur gelegt, in der Absicht, daß sie von dem vernünftigen Menschen bewundert, ja nicht nur bewundert, sondern auch gefühlt werden sollen. Er hat darum die Wälder so schön grün erschaffen, und den Anblik der Wiesen und der Früchte des Feldes so erquikend gemacht, daß wir dadurch erfreuet werden, und ein hohes und unbeschreibliches Vergnügen geniesen sollen. Dieses Vergnügen genieset der Jäger vorzüglich. Wohl ihm! wenn er es recht zu geniesen weis, und wenn er durch die Einsamkeit nicht an be-

gangene

gangene Fehler und Vergehungen erinnert wird! Wohl ihm, wenn er fähig ist, bey dem Anblik der schönen Natur ohne Furcht an denjenigen zu denken, der die Sonne, den Mond und die Sterne mit Licht und Glanz geschmükt, der den Baum mit Laub und Blüthe gekleidet, und der das grüne Gras und den Halm des Feldes e. schaffen hat!

Allgemeine Bemerkungen.

Zweiter Abschnitt.

Es giebt drey gewöhnliche Arten, das Wild zu jagen, nemlich auf dem Anstand, oder man läßt es von Hunden jagen, oder von Menschen herbeitreiben. Die erste Art ist an solchen Orten ganz gut, wo es viel Wildpret giebt; da braucht der Jäger nicht lang zu warten, bis etwas kommt, und geht nicht leicht vergebens. Aber in wildleeren Gegenden ist sie etwas langweilig und ungewis. Ist aber viel Wildpret da, so ist sie die angenehmste; man geht ohne Geräusch in der Einsamkeit langsam seines Weges fort, und der Geist wird dadurch viel mehr aufgeheitert, als

als durch ein starkes Jagdgetöse und das Gebell der Hunde. Diese Art zu jagen geht am besten von statten in der Morgen- oder Abenddämmerung, oder auch wohl bey Nacht, wenn der Mond scheint; aber am hellen Tage geht sie wenigstens in den Feldern nicht so gut von statten, weil sich dann jedes Wildpret zu verbergen pflegt, und nicht gern hervorgeht. Im Gebüsche gehts auch zuweilen bey Tag auf die freyen ausgehauenen Pläze, um zu fressen.

Die Jagd mit Hunden, ohne Treiber dabey zu haben, ist die ermüdendste. Der Jäger muß den Hunden nachfolgen, wenn er merkt, daß das Wild an einer andern Stelle aus dem Gebüsche geht, als wo er es vorher vermuthete; und durch dieses Nachfolgen ermüdet er sich nicht wenig, wie auch durch das Rufen und Schreien, wodurch er den Hunden ein Zeichen giebt, daß sie zurückkommen, und die Spur des Wildes verlassen sollen. Die Hunde gehn mehrentheils, wenn sie nicht wissen wo der Jäger ist, auf die Stelle, wo sie ihn verlassen haben, und laufen seiner Spur nach, bis sie bey ihn kommen. Die Jagdhunde sind von verschiedener Art, je nach-

dem es verschiedene Arten von Jagd giebt. Die Dachshunde sind klein, haben kurze krumme Beine, besonders sind die Vorderbeine sehr gekrümmet, und sie haben ein sehr scharfes Gebiß. Diese werden zum Theil zwar auch im Wald und in Gesträuchen mit gutem Nuzen auf der Jagd gebraucht, aber vorzüglich gut sind sie in den Dachshölen zu gebrauchen, die Dächse anzubellen, wovon weiter unten ein mehreres. Die Hünerhunde halten auf der Jagd nicht lange an, und verfolgen das Wild nur eine kleine Sträcke. Manche sind auch im Wald gut; aber vorzüglich gut sind sie im Feld, die Hüner und Haasen zu suchen, wie auch die Schnepfen in den Gebüschen aufzuspüren. Man richtet sie ab, daß sie vor den Hünern oder vor der Schnepfe, die sie wegen ihres scharfen Gesichts und Geruchs in einiger Entfernung merken, müssen stehen bleiben, bis der Jäger nahe genug herbeigeschlichen ist. Gewöhnlich sehen sie weis oder buntig aus, und sind von ziemlicher Grösse. Die Waldjagdhunde sind zum Theil ganz klein, zum Theil gros, und von mancherley Farben. Sie verfolgen gewöhnlich ein gefundenes Wild sehr weit, zuweilen mehrere Stunden bergauf und bergab, ja bisweilen glükts ihnen

auch

auch, einen Haasen oder ein angeschossenes Reh oder so etwas zu fangen; aber an die Hüner und Schnepfen gehen sie nicht. Sie laufen gewöhnlich in grosen Umkreisen durch das Gesträuch oder den Wald, und wegen ihres scharfen Geruchs finden sie gar leicht die Spur des Wildes, sollte es auch schon etliche Stunden vorher daselbst gelaufen seyn. Alsbald erheben sie ihre Stimme, und verfolgen das Wild, das sie zwar bald aus dem Gesichte verlieren, dessen Fustritte sie aber besonders des Morgens im Thau gar genau riechen. Ists möglich, so jagen sie das Wild dem auflaurenden Jäger zu. Manche jagen lieber an Rehen und Haasen, andere lieber an Füchsen. Kleine Hunde pflegen die Schweine nur in einiger Entfernung anzubellen, weil sie sich für ihren fürchterlichen Zänen fürchten. Aber das haben alle miteinander überein, daß sie das Wild eine gute Sträke verfolgen, besonders wenn es angeschossen ist, und sie riechen Blut. Die Windhunde sehen sehr dünn und mager aus, laufen aber äusserst schnell; daher fangen sie gar leicht einen Haasen auf freyem Felde. Ein alter Jagdhund kann manchmal so geübt werden in der Jagd, daß sich ihm der Jäger blos durch Zeichen und

Winke verständlich machen kann; er erlangt endlich so etwas, wie Verstand, das zwar kein wirklicher Verstand ist, aber doch grose Aehnlichkeit damit hat. Im Felde mus der Jäger dem Hünerhund nachgehen, der sich auch nie weit von ihm entfernt. Im Wald stellen sich die Jäger (es ist gut, wenn ihrer mehrere sind) in ziemlich grosen Entfernungen voneinander an diejenigen Orte, wo das Wild gewöhnlich aus einem Wald in den andern geht, und passen dem kommenden Wild daselbst auf. Das Wild pflegt an gewissen Orten gern überzugehen, ohne daß sich ein Grund angeben läßt, warum es lieber da, als an einem andern Orte, übergeht. Diese Pläze mus der Jäger durch die Erfahrung und Uebung ausfindig machen, und sich dahin stellen. Gewöhnlich geht das Wild gern aus dem Gebüsch an einer solchen Stelle, wo sich das Gesträuch in eine Spize endigt, oder wo es bergan geht, oder wo ein Hügel ist, oder wo es bald wieder in ein anderes Gebüsch zu kommen hofft, ohne einen freyen Plaz passiren zu müssen. Freie Pläze, Wiesen und Felder meidet selbst der Haas zuweilen, noch viel mehr grösseres Wildpret, weil es sich da in grösserer Gefahr glaubt. Es schleicht sich durch,

wo

wo es dicht verwachsen ist, und wo es keine Menschen merkt. Die Hunde pflegen gern das angeschossene Wild zu fressen, wenn sie es bekommen; das kann man ihnen jedoch ein wenig abgewöhnen durch Schläge, aber niemals ganz, daß sie es gar nicht zerzausen. Ein Jagdhund darf nie zu fett gefüttert werden; sonst wird er träg, und lauft nur langsam.

Die dritte Art von den gewöhnlichsten Jagden geschieht durch Treiber. Eine Gegend wird auf einer Seite von den Jägern umstellt, und auf der andern geht eine ziemlich grose Anzahl von Leuten zu dem Gebüsch hinein in einer graden Linie auf die Jäger zu, und sie müssen schreien, in dem Laub rauschen und Lärmen machen mit Jagdklappern, wodurch das Wild nach den Jägern hin getrieben wird. Auf einer Seite oder auch auf beyden Seiten der Treiber mus ein oder etliche Jäger gehen, welche dasjenige Wild schiesen, welches zur Seite durchgehen will. Doch müssen auch Hunde dabey in Bereitschaft seyn, die man sogleich auf die Spur eines Wildes läßt, das angeschossen worden, und fortgelaufen ist; sonst würde manches angeschof-

geschossene Wildpret verlohren gehn, wenn es nicht auf der Stelle liegen bleibt, und nur noch etliche hundert Schritte zum Gebüsche hinein laufen kann. Aber der Hund findet es bald, und der Jäger folgt ihm nach, daß er es seinem Heishunger entreisset. Bey dieser Art von Jagd geschieht aber am leichtesten ein Unglük, wenn die Treiber schon in der Nähe sind, und ein unerfahrener oder alzuhiziger Jäger auf ein kommendes Wildpret losdrükt, oder wenn er gegen den ihm zur Seite stehenden Jäger nach einem darzwischen stehenden Wilde schiest. Ein vorsichtiger Jäger wird auf einer Treibjagd nie schiesen, wenn die Treiber schon nahe sind, und ihm dann ein Wild entgegen kommt; auch nicht auf die Seite, sondern er wird es lieber vorbeilaufen lassen, und ihm von hinten nachschiesen, oder, wenn dieses nicht möglich ist, es lieber gar nicht schiesen. Das sind die drey gewöhnlichsten Arten der Jagd.

5.

Es ist merkwürdig und sonderbar, daß der Sinn des Geruchs bey dem Wilde viel feiner und stärker ist, als bey den Menschen. Bey manchen Thieren, als bey den Haasen und

und auch wohl bey den Rehen, scheint der Sinn des Gesichts schwächer zu seyn, als bey dem Menschen; ein Haas lauft oft auf einen Menschen zu, ohne ihn zu sehen, und ein Reh sieht zuweilen den Jäger lange an, ohne fort zu laufen, und scheint ihn nicht recht zu sehen; wehet aber der Wind von dem Jäger nach dem Rehe hin, so braucht es ihn nicht recht zu sehen, es bekommt den Geruch von ihm in einer grosen Entfernung, und eilet davon. So machts auch der Haas, noch eher aber der Fuchs und der Hirsch, und am weitesten bekommt das wilde Schwein den Geruch. Selbst von den Leuten, die nicht den mindesten Geruch an sich haben, und an welchen ein anderer Mensch gar nichts riecht, bekommt das Wild sogleich eine Art von Geruch, wenn der Wind von dem Menschen auf es zu wehet; wehet er aber in der entgegengesetzten Richtung, so bekommt es keinen Geruch. Ich möchte es lieber einen uns unbekannten Sinn, als Geruch, nennen, welchen Sinn der Schöpfer zur Sicherheit für den Nachstellungen des alzu listigen Menschen in die Thiere gelegt hat, daß sie ihm in Zeiten entgehen können; denn es scheint unmöglich zu seyn,

einen

einen Geruch so weit empfinden zu können. Das Schwein geht wohl bis auf Hundert Schritte auf den Jäger los, dann stuzt es und steht still, hebt den Kopf in die Höhe, schnaubet und rennt davon. Der verschlagene Fuchs hängt den Kopf auf die Erde, um einen verborgenen Menschen zu riechen, und entflieht. Der Hirsch steht von Zeit zu Zeit stille, wenn er durchs Gebüsche geht, hebt den Kopf hoch in die Höhe, und entflieht, wenn ein Mensch in der Nähe ist. Der Haas, der von Natur etwas dumm zu seyn scheint, bekommt den Geruch zwar nicht so leicht; aber doch weicht er dem Menschen in einiger Entfernung aus, wenn ihn der Wind, der von dem Menschen kommt, anwehet. So rettet sich jedes durch die Flucht für dem Menschen, dem Herrn der Thiere, und jedes meidet ihn, der wirklich ihr ärgster Feind ist, und sie nicht nur durch Gewalt, sondern auch durch List fangen kann, der sie nicht nur in der Nähe, sondern auch in einer grosen Entfernung mit seinem Mordgewehr tödtet. Es ist also eine Hauptregel für den Jäger, daß er auf der Jagd eine solche Sellung nehme, wo der Wind von dem Wild auf ihn zu wehet; sonst wird er nicht leicht

glücklich

glüklich jagen. Das Wild wird sonst laufen bis etwa hundert Schritte von ihm, und ehe er schiesen kann, wird es sich wenden oder gerade zurükgehn. Nimmt er aber eine vortheilhafte Stellung, so wird das Wild, von den Hunden gehezt, wie blind auf ihn zu laufen, und wohl gar vor ihm stehen bleiben und horchen, wo die Hunde sind, und dann kann er es mit Bequemlichkeit schiesen.

Die Hegezeit ist diejenige Zeit, in welcher das Wild tragbar ist, oder Jungen hat und die kleinen Jungen der Fürsorge des Alten noch nicht entbehren können. Zu der Zeit darf man kein altes Wild, aber zur Noth wohl ein Junges schiesen. Doch thut man sich Schaden, wenn man ein kleines Junges schiest, und man thut besser, wenn man es erst ein wenig gros läßt werden. Wer die Hegezeit nicht hält und zu der Zeit eine alte Häsin, ein Feldhun oder etwas anders schiest, dem sollte man die Jagd ganz niederlegen; er verdient den Namen eines Weidmans nicht, sondern er pfuscht nur in die Jagd, er wird in etlichen Jahren die beste Jagd verderben, und das Wild völlig ausrotten.

Ein

Ein alter Haas, im Frühling geschossen, könnte denselben Sommer ein ganzes Feld bevölkern, wenn er leben bliebe, und mit einem Feldhun erstirbt eine ganze Kette Hüner von zwanzig und drüber. Das Wild ist auch zu der Zeit, wann es tragbar ist oder Jungen hat, ausserordentlich mager und unschmakhaft; sein Fleisch ist zäh und gewährt nur eine lose Speise, und seine Jungen müssen elendiglich umkommen. Diese Hegezeit ist vornehmlich im Frühjahr bis gegen den Nachsommer; dann können sich die jungen Rehe schon allein ernähren, und der Haas hört in dem späten Sommer auf zu heken; dann verläßt schon das Hirschkalb die Kuh, und das junge Schwein kann ohne seine Mutter leben. Dann ist der Pelz des jungen Fuchses schon brauchbar, (aber nicht der des alten) und das junge Feldhun kann schon genossen werden. Jeder Jagdliebhaber beobachte also genau diese Zeit, und schiese dann nie auf ein Wild. Jedes Wild ist zu der Zeit ganz zahm, wenn es Jungen hat; es geht beym hellen Tag in das Licht, und führt sein Junges mit sich, gleichsam als wenn es wüßte, daß es zu der Zeit von keinem erfahrenen Jäger etwas zu befürchten hat.

Der

Der Hase sizt ohne Scheu auf dem Wege, oder in der jungen Frucht, das Reh geht ohne Scheu öffentlich auf den lichtesten Pläzen herum, mit seinen Jungen, u. s. w. Da sey nur kein Jäger zu lüstern nach einer solchen magern Mutter, und thue nur keinen Schuß darauf; er mäßige sich bis in den Herbst oder Winter, wenn der Pelz dicht, und das Fleisch wohlschmeckend und von Fette überzogen und durchwachsen ist.

Allgemeine Bemerkungen.

Dritter Abschnitt.

Vor alten Zeiten war die Jagd frey; ein Jeder durfte jagen und das erlegte Wild selbst behalten. Als es noch weniger Menschen, und grössere und dichtere Wälder gab, so war auch natürlicher Weise mehr Wildpret vorhanden, als jetzt, und die Jagd mus also ergiebig, und ein Hauptnahrungszweig des Menschen gewesen seyn. Dabey war aber die Unbequemlichkeit, daß man nicht mit Flinten, sondern mit Pfeilen und Wurfspiesen das Wild erlegte. Die Jagd mit Pfeilen war schon in den ältesten Zeiten üblich. In allen Ländern wird die Jagd getrieben, und zu allen Zeiten war sie im Gang, woraus sich ihre Nothwen-

wendigkeit abnehmen läßt. Sie darf nie ganz vernachläßigt werden; sonst vermehren sich die wilden Thiere zu stark, und die Früchte des Feldes können nicht dabey gezogen werden. Besonders ist das Schwein den Früchten schädlich; ein Schwein verdirbt wohl einen ganzen Aker in einer Nacht. Würden sie nun nicht vertilgt, wer möchte sich dann die Mühe geben, das Feld zu bauen, da man doch voraus wüßte, daß man nichts davon einzuerndten haben würde? Es hat zwar jezt in Deutschland dafür so leicht keine Noth, daß sich das Wildpret zu sehr vermehrt, seitdem die Kriegsheere nebst dem Menschenmord auch so manchen Haasen- und Rehmord begehen; aber ganz darf und kann doch niemals die Jagd versäumt werden.

Als das Wildpret seltener zu werden anfieng, so durfte nicht mehr Jedermann auf die Jagd gehn, sondern die Obrigkeit maßte sich allein an, das Wildpret durch ihre dazu bestellten Diener ausschließlich erlegen zu lassen, und solches zu behalten. Nun läßt sich freilich kein Grund angeben, aus welchem dargethan werden könnte, daß solches ausschließlich dem Landesherrn zuge-

höre;

höre; vielmehr läßt sich das Gegentheil klar beweisen, daß jeder Mensch von Rechts wegen Antheil daran haben sollte, weil das Wildpret sich ohne die Pflege und Sorgfalt der Menschen fortpflanzt und ernährt, und weil es von den Früchten eines jeden Landsbesitzers frißt; sollte denn der Bauer, von dessen Frucht es frißt, keine Ansprüche darauf machen können? Aber das alles wird nicht erwogen, sondern die Obrigkeit eignet sich das Wild allein zu. Wiewohl nun dieses eine Ungerechtigkeit ist, so hat es doch den Nuzen, daß niemals alles Wildpret vertilgt werden kann, und daß die Art davon doch noch immer da bleibt. Dürfte Jeder jagen, so würden so viele dieses Vergnügen geniesen wollen, auf die Jagd zu gehn, daß in kurzer Zeit die wilden Thierarten völlig ausgerottet werden würden. Es würde auch manches Unglük durch die Unvorsichtigkeit der ungeübten und ungelernten Jäger entstehen. Darum ist es in dieser Rüksicht dennoch besser, daß nicht jeder jagen darf.

Eigentlich ist die Jagd eine Beschäftigung für die Männer, und nicht für die Weibspersonen. Diese können für das erste die Jagdermüdungen nicht so gut ertragen, als die Männer;

und

und für das andere, weil man es auf der Jagd doch immer mit einem Gegner, obwohl meistens furchtsamen Gegner, wie die Haasen, Rehe und dergleichen sind, zu thun hat; so schikt sich dieses Geschäft auch aus dieser Ursache besser für Mannspersonen, als für Weibspersonen, die nur zur Verrichtung kleinlicher häuslicher Geschäfte von der Natur bestimmt zu seyn scheinen.

Die Jagd auf reissende Thiere war zwar vor alten Zeiten in Deutschland gebräuchlich, und wird auch noch in einigen andern Ländern von Europa heutiges Tags getrieben; aber in Deutschland findet man jezt gar keine reissenden Thiere mehr auf der Jagd, es müste sich dann hier und da in einem kalten Winter noch ein Wolf sehen lassen. Aber in Ungarn und Polen werden noch viele Wölfe und Bären angetroffen, welche zu jagen allemal ein wenig gefährlich ist. Diese Jagd ist in manchem Betracht auch angenehmer, als die andern Arten von Jagden; man hat doch einen Gegner, der sich zur Wehre stellt, und nicht gleich bey dem ersten Angriff die Flucht ergreift; und einen solchen Gegner zu erlegen, muß ein doppeltes Vergnügen seyn. Für das andere

sind auch die Häute dieser Thiere ganz gut zu gebrauchen, besonders der jungen Bären, von deren Pelz allerley schöne Dinge verfertigt werden. Weil aber solche Thierarten hier zu Lande nicht sind, so will ich mich nur auf die bekanntesten Arten von Wildpret einschränken, und die Jagd derselben, wie auch des Vogelwildprets, das hier zu Lande bekannt ist, und häufig angetroffen wird, beschreiben.

Von dem Haasen.

Der Haas ist obenher grau, aber weis unten am Leibe, und etwas grösser, als eine Kaze. Auf beiden Seiten des Mauls hat er Haare, wie eine Kaze, und sein Kopf ist einem Kazenkopf nicht unähnlich, ausser daß der Haas von der Nase bis zum Maul eine Spalte und sehr lange Ohren hat, welche er ganz niederlegen, aber auch grade in die Höhe streken kann. Er hat einen kurzen Hals, einen kurzen Schwanz, kurze Vorderbeine und sehr lange Hinterbeine. Er geht selten, sondern fast immer springt er über die Erde. Mit seinen langen Hinterbeinen, welche er im Sprung auf einmal ausstrekt, giebt

giebt er sich einen Schwung über die Erde. Er kann sehr geschwind laufen, besonders in einer Ebene oder Bergauf; aber Bergab gehts nicht so gut. Seine langen Hinterbeine und kurzen Vorderbeine bringen ihn bergab aus dem Gleichgewicht, daß er sich bisweilen überschlägt, wenn er geschwind bergab laufen will. Wenn er stille steht, so sezt er sich auf seine Hinterbeine, oder dukt sich ganz nieder auf die Erde. Er schreit selten; wenn er geschossen und von einem Hund gefangen wird, dann fängt er an, zu quaken. Er nährt sich von Feldfrüchten, und Gartengewächsen, wie auch von Gras. Seine liebste Speise ist kleine zarte Frucht, besonders Haber. Seine Jungen, deren er von eins bis fünf hat, hekt er gewöhnlich im Feld in der Frucht. Die Haasen vermehren sich ausserordentlich stark; man sagt, ein Paar Haasen könnte sich in einem Sommer bis auf fünfzehen oder achtzehen vermehren. Schon früh im März haben sie die ersten Jungen; aber nur eins oder zwey. Diese ersten Jungen werden besser und grösser, als die, welche später kommen, und können sogar denselben Sommer auch schon heken. Aber sie kommen gar leicht um durch die

rauhe

rauhe Witterung, welche dann noch etwas gewöhnliches ist; oder durch den Mangel der Milch, die der alten Häsin durch die Kälte entgeht. Sobald die Jungen davon laufen und fressen können, etwa vier Wochen nach dem ersten Wurf, so heken die alten schon wieder, und so fort bis in den Nachsommer. Ihre lezten Würfe bestehen aus vier bis fünf Jungen, die aber klein und schmächtig bleiben. Ihre starke Vermehrung läßt sich also gar wohl begreifen. Der Haas hält sich gern im Feld, aber eben so gern im Gebüsch und Wald auf. Die Gegend, wo er gehekt worden ist, bleibt ihm lange Zeit sein liebster Aufenthalt. Die Haasen, die sich in waldleeren Gegenden immer im Feld aufhalten, sind etwas kleiner, als die, welche meistens im Gebüsch sind. Sizen sie bey Tag im freien Felde, so duken sie sich gewöhnlich in eine Vertiefung ganz nieder, und legen ihre langen Ohren über den Rücken, daß man sie gar nicht sieht Sind sie im Gesträuch, so verbergen sie sich gern in einen dicken Busch, und machen sich ein Bett ins Laub, springen auch nicht eher heraus, als bis man ihnen ganz nahe ist. Sie sind so furchtsam, daß sie sich für dem Rasseln

des Laubs fürchten, das im Herbst von den Bäumen fällt; um diese Zeit halten sie sich lieber im Feld auf. Sie haben ein sehr blödes Gesicht, weswegen sie zuweilen dicht an die Menschen laufen, ohne sie zu sehen. Im Schlaf stehen ihre Augen offen. Bey Tag laufen sie nicht gern, sondern sizen lieber still; aber in der Dämmerung oder Nachts, laufen sie gern in den Gärten und Feldern herum um zu fressen. Im Sommer können sie sich also leicht ernähren; aber im Winter geht es ihnen kümmerlich. Dann scharren sie den Schnee von dem kleinen Korn hinweg, und fressen es; oder sie suchen in Gärten und Gemüsäkern die traurigen erfrorenen Ueberreste des Gemüsses auf. Gegen die Kälte deckt sie hinlänglich ihr Pelz, der im Winter sehr dicht ist, weswegen sie auch in der strengsten Kälte nicht in Gefahr kommen, zu erfrieren. Scheint die Sonne, so sezen sie sich gern an einen warmen für dem Wind beschüzten Berg. Im Winter sind sie fett und wohlschmekend; aber im Sommer mager. Der ärgste Feind des Haasen ist der Fuchs, für welchem er sich nicht anders retten kann, als durch das Haasenpanier. Zu gutem Glük kann er geschwin-

der

der laufen, als der Fuchs. Aber ihrer viele werden von den Füchsen erschlichen, und mit List gefangen. Ein Fuchs, der einem Haasen nachjaupft, bellt fast so, wie ein Jagdhund. Auch die wilden und zahmen Katzen stellen ihnen stark nach. Wann die Haasen hecken, so haben sie eine Krankheit an sich, die ihnen zwar nicht viel schadet, aber sie doch nicht gut zu essen macht. Ein kranker Haas hält sich gern an Bächen auf, sich abzukühlen; das thut auch ein angeschossenes Wildpret; es lauft in eine Bach, und kühlt den Brand des Schusses ab.

Der Haas ist etwas dumm, weswegen er leicht zu schiesen ist. Man kann ihn zwar mit jedem Schrot, aber doch am besten mit der dikstern Sorte schiesen. Er hat ein ziemlich zähes Leben, und kann noch weit fortlaufen, wenn er einen ziemlichen Schuß im Leib hat. Aber in den Ohren und hinter den Ohren kann er nicht viel leiden; wenn er da eine Verlezung bekommt, so stürzt er. Auf dem Anstand ist er leicht zu schiesen. Der Jäger sucht die Pläze, wo er gern aus dem Wald oder Gesträuch läuft; (gewöhnlich lauft er gern auf Fuspfäden.) Da kommt er

denn, wenn er keinen günstigen Wind hat, ganz unbefangen heraus, indem er von Zeit zu Zeit stille sizt und ausruht. Wenn der Hund auf seine Spur kommt, so pflegt er nicht sogleich weit fortzulaufen, sondern er wendet und drehet sich lang in derselben Gegend, indem er zuweilen stille sizt und horcht, zuweilen grose Sprünge thut, zur Rechten und zur Linken, daß der Hund an derselben Stelle die Spur wenigstens auf einige Minuten verliert, und er indessen weit fortlaufen kann. Aus dem Gebüsch ins Feld geht er nicht gern, wenn ihn der Hund jagt, sondern er hält sich lieber im Gesträuch und Wald. Holt ihn ein Hund ein, so sizt er plözlich ganz stille, und dukt sich nieder, daß der Hund, der in vollem Lauf ist, über ihn hinaus springt, und er hernach geschwind zurück-laufen kann. Die Jäger müssen sich hin und wieder hinstellen, und den kommenden Haas erwarten, der sich selten weit aus der Gegend entfernen wird, in welcher er aufgejagt worden ist, ja zulezt wieder auf denselben Plaz zu kommen pflegt. Auf der Treibjagd lauft der Haas gern auf den Fuspfäden aus dem Gebüsch heraus, wie auch im Feld, wenn ihn der Hund

aus

aus der Frucht jagt, und die Frucht vom Thau oder Regen naß ist. Solche Feuchtigkeit kann er nicht leiden, weswegen er auch bey starkem Regenwetter gar gern auf freien Plätzen und Wegen sitzt, und nur selten durch die Frucht lauft. Der Jäger stelle sich nur auf den Fußpfad, und sobald der Haas auf den Fußpfad kommt, so wird er darauf fortlaufen, und zu dem Jäger kommen. Ist er angeschossen, so werden ihn die Hunde sehr hitzig verfolgen, und dann darf nur der Jäger nicht nachläßig seyn, sondern er folge nach, und er wird den Haas bekommen, wenn er in einem Hinterbein verwundet, oder sonst einen tödtlichen Schuß bekommen hat. Hat er aber ein zerschossenes Vorderbein, so schiebt er sich noch ganz gut mit seinen Hinterbeinen über die Erde fort, und kann wohl noch entlaufen. Ein kleiner Schnee ist bey dieser Jagd sehr dienlich; man sieht die Spur gar leicht, und das Blut, das aus der Wunde kommt, gleich nach dem Schuß. Doch sieht ein geübter Jäger auch ohne Schnee jedes Wildprets Spur in der feuchten Erde. Man sehe nur recht genau und scharf auf die Erde, so wird man solche bald finden. Weil zu-

weilen

weilen der Haas, wenn er gejagt wird, gar ungleiche Sprünge thut, und sich bey jedem Sprung ein wenig niederdrükt, so ist er nicht immer gut zu treffen, und es gehört ein geübter Schüz dazu, ihn bey solchen ungleichen Sprüngen zu treffen. Ein junger Haas ist ein gutes zartes Essen; ein alter ist schon nicht so gut, wie überhaupt jedes junge Wildpret allezeit das beste ist. Das Haasenfett ist gut bey Verlezungen und Verrenkungen, und sein Pelz ist ebenfalls sehr brauchbar. Im Feld schiest man die Haasen vor den Hünerhunden, die nicht weit von dem Jäger weglaufen, und vor welchen sie der Jäger sogleich, sobald sie aufspringen, darnieder schiesen kann. Der vordere Theil des Haasen, der eben nicht sehr schmakhaft ist, wird in einer Brühe gekocht, aber der Hintertheil gebraten, und mehrentheils mit Spek gezirt. Der Haas sizt gern in einem Graben, den das Wasser gerissen hat, oder in einer andern Vertiefung, wo ihn der Wind nicht trifft, oder an einem Ufer, oder in einer Heke, die in dem Feld ist, oder bey starkem Wind im Wald an einem Baumstamm. Der Jäger schiese nur nicht zu weit; sonst bekommt er ihn selten, er verwundet ihn, daß er umkommt.

Er

Er lade gut; dann dringt der Schrot durch, daß das Wildpret sogleich liegen bleibt. Sind mehrere Hunde auf des Haasen Spur, so macht einer den andern eifrig, daß sie ihn mit der größten Lebhaftigkeit verfolgen, und er ganz leicht zu schiesen ist. Der Haas ist ein wehrloses Geschöpf, und sein einziges Rettungsmittel ist die Flucht. Die Uebung ist, wie in allen Stücken, so auch in der Jagd, der beste Lehrmeister, und ein geübter Jäger wird noch manche Vortheile gelernt haben, die sich nicht gut alle angeben und lehren lassen.

Von

Von dem Fuchs.

Der Fuchs ist so gros, wie ein mittelmäßiger Hund, und hat spitze Ohren, einen langen stark behaarten Schwanz, welchen er gewöhnlich gerade von sich wegstrekt. Er ist grau oder bräunlich auf dem Rüken, und ein wenig weislich unten am Leibe. Sein schwerer Schwanz hindert ihn ein wenig im Laufen. Er hält sich in Feldern, Wäldern, und Heken auf, oder auch in unterirdischen Hölen. Am liebsten ist er in felsenreichen Gegenden. Er kann scharf beissen und krazen; sein Geschrey gleicht dem Bellen des Hunds. Seine Jungen hekt er in dichten Heken. Er ist ein Raubthier, und nährt sich ausser den Haasen auch von Mäusen

und

und Vögeln, die er, wie eine Kaze, erschleicht. Er hat von jeher das Lob gehabt, daß er sehr listig ist, welches er auch im Erschleichen der Haasen und Vögel beweiset. Auch die Hüner fängt er, die sich in die Wiesen und Felder verlaufen. Ein Aas riecht er von weitem, und sucht es auf, sich davon zu sättigen. Man kann weiter nichts von ihm brauchen, als nur seinen Pelz; für seinem Fleisch ekelt selbst manchen Hunden. Im Frühjahr und Sommer riecht er sehr häßlich; sein Pelz ist dann auch nicht zu gebrauchen, weil ihm die Haare ausfallen. Aber im Winter hat er einen dichten und schönen Pelz.

Kommt ein Hund auf seine Spur, so muß er, der Schreken der Haasen, selbst das Hasenpanier ergreifen. Erreicht ihn ein Hund, wofür er sich jedoch durch listige Wendungen und krumme Wege durch Heken und Büsche zu hüten weis, so wehrt er sich tapfer gegen ihn, daß es nur wenige Hunde wagen, ihn anzufassen. Den Jäger riecht er von ferne, auch wenn ihm der Wind seinen Geruch nicht gerades Weges bringt, und hütet sich, daß er ihm nicht zu nahe kommt.

kommt. Er hat auch ein sehr hartes Leben, und lauft öfters noch weit fort, wenn er einen Schuß in den Hinterleib bekommen hat. Aber den häufigen Nachstellungen der Jäger kann er doch nicht entgehen.

Man fängt ihn in Fallen, worauf etwas Wohlriechendes, das für ihn sehr anziehend ist, und das er von weitem riecht und aufsucht, befestigt ist. Die Falle schlägt zusammen, und mehrentheils bekommt man ihn lebendig, am Fusse gefangen. Diese Falle legt man bey Kälte und Schnee an solche Orte, wo man Fuchsspuren wahrnimmt, und reinigt sie nach jedem Fang wieder sorgfältig, daß der Geruch von dem Fuchse vergeht; sonst geht kein anderer Fuchs hinein.

Wenn Schnee liegt, und es ist sehr kalt, so daß die Füchse sehr hungrig werden, dann sind sie auch gut zu schiesen an einem Aase. Aber das Aas mus an einem erhabenen Orte, wo der Wind nur in einer Richtung wehet, liegen, und der Jäger mus eine Hütte in der Erde, mit Wasem bedeckt, haben, worin er sich verbirgt,

birgt, so daß der Wind von dem Aase auf ihn zu wehet. Ist dieses Aas in einem Thale, wo sich der Wind stößt, und bald in dieser bald in jener Richtung wehet, so geht kein Fuchs daran, so lange der Jäger in seiner Hütte sizt. Der Fuchs schleicht rund um das Aas herum, und schnabt nach dem Winde, der ihm alsbald den Geruch von dem Jäger bringt; dann bellt er ein wenig und lauft fort. Aber an einem erhabenen Orte bekommt er den Wind nicht so leicht von dem Jäger, und schleicht sich an das Aas, um zu fressen. Dann kann ihn der Jäger mit aller Gemächlichkeit schiesen. Auf diese Art kann er mit leichter Mühe alle Füchse in einer ganzen Gegend bekommen, wenn er einige Kälte zu ertragen, und eine oder etliche Stunden des Abends bey Mondschein in der Hütte zu bleiben Lust hat. Ausserdem ist der Fuchs nicht gut auf Anstand zu schiesen, weil er keinen gewissen Plaz und Wechsel hält, wo er jeden Abend heraus geht, sondern bald hier bald da ist. Aber vor den Hunden ist er schon besser zu schiesen. Da muß aber vorzüglich auf den Wind Rüksicht genommen werden, und der anstehende Jäger mus sich ein wenig hinter einen Baumstamm oder

 Strauch

Strauch verbergen, und da ganz stille stehen, wenn der Fuchs geschlichen kommt. Anfangs, wenn ihn der Hund durch sein fernes Gebell aufschrekt, kommt er ganz behutsam geschlichen, und sieht sich auf allen Seiten um; erblikt er nun den Jäger, so weicht er ihm gewis aus, und schleicht sich an einer unbesezten Stelle durch. Der Jäger lasse ihn wohl schußmäßig kommen, und ziele ihm auf den Vordertheil des Leibes, damit er sogleich liegen bleibe. Ist er einmal durchgeschlichen, so wird er sich so leicht nicht wieder dem Jäger nahe kommen lassen; doch bringen ihn zuweilen die Hunde wieder zurük. Aufs Feld geht er nicht, wenn die Hunde hinter ihm sind; dazu ist er viel zu listig; wohl aber ausserdem, wenn er Mäuse sucht im Sommer. Dann sieht man ihn zuweilen bey Tag auf dem Felde und auf den Wegen, ohne daß er sich sonderlich für den Leuten fürchtet. Dann ist sein Schwanz ganz dünn und kahl, und sein ganzer Pelz schlecht und unbrauchbar. Aber im Winter ist er viel furchtsamer, und läßt sich bey Tage nur selten in dem freyen Felde sehen. Im Nachwinter, wann sie sich paaren, verbergen sich die Fuchsinnen in die Dachshölen, um für den Verfolgungen der

Füchse

Füchse sicher zu seyn; dahin folgt ihnen dann zuweilen der Fuchs nach. Der Jäger stelle sich also um dieselbige Zeit an solche Dachshölen beym hellen Tage, und er wird da manchen Fuchs schiesen können.

Meistens haben sie auch ihre Jungen in Hölen, welche, wann sie ein wenig erwachsen sind, gegen den Nachmittag bey schönen Sonnenschein herauslaufen, und vor der Höle spielen. Da kann sie der auflauernde Jäger leicht schiesen, und ihren feinen Pelz recht gut gebrauchen.

In Weinbergen, wo er viele Trauben zu fressen hat, und überhaupt in gebirgichten und felsichten Gegenden hält sich der Fuchs gern, und wenn ihn daselbst der Jäger durch Treiber heraus treiben läßt, so stelle er sich nicht nur so an, daß er günstigen Wind hat, sondern er erforsche auch genau den Wechsel des Fuchses, und stelle sich an eine solche Stelle, wo ein Gebüsch nahe an das andere grenzt, und wo der Fuchs keinen freien Plaz zu paßiren hat,

 um

um durchzukommen. Da wird der Fuchs wahrscheinlich geschlichen kommen; aber über einen freyen Platz wird er schwerlich laufen, sondern lieber mitten durch die Treiber hindurch zurückgehn, um in ein anderes Gebüsch zu kommen. Der Jäger schiese ihn mit dickem Schrot; denn dünner wird ihm nichts thun.

Wenn der Fuchs Jungen hat, dann ist er besonders begierig auf die Haasen, und wer sich die Mühe geben will, ein Fuchsnest aufzugraben, der wird darin mehrere Hasenköpfe finden, die die Jungen haben liegen lassen von den Haasen, die ihnen der Alte gebracht hat.

Weil der Fuchs aus der Erfahrung weis, daß er gar selten einen alten Haasen erlaufen kann, so pflegt er die Haasen durch List zu fangen, indem er sachte herbey schleicht in einem Graben oder in der Frucht, sich ganz stille auf die Erde legt, und wartet, bis sich ihm der Haas etwa nähert; dann thut er auf einmal einen Sprung nach ihm, und wenn er ihn dann bekommt, so tödtet er ihn auf der

Stelle;

Stelle; bekommt er ihn dann nicht, so lauft er ihm wohl nach, aber mehrentheils giebt er sich vergebliche Mühe, weil der Haas viel flüchtiger und schnellfüßiger ist, als er.

Von dem Dachs.

Der Dachs ist grau, und die Spizen der Haare sind weis, und er ist gewöhnlich sehr fett. Er hat kurze Beine mit scharfen Krallen versehen, eine lange Schnauze und scharfe Zäne, und ist etwas grösser, als ein Fuchs, auch viel diker und fetter. Er ist sehr schrekhaft; hört er ein plözliches Geräusch, so fährt er zusammen, und fällt wohl für Schreken darnieder in Verzukungen. Er hat ein sehr genaues Gehör, und lauft ziemlich langsam. Er hält sich den ganzen Winter über, wie auch die meiste Zeit des Sommers in Hölen unter der Erde auf, welche Hölen er sich mit seiner Schnauze und mit seinen Füssen gräbt. Im Winter liegt er beständig darin, frißt nichts,

nichts, zehrt von seinem Fette, und schläft meistens. Im Frühjahr wacht er auf; dann spürt er Appetit, geht von Zeit zu Zeit in der Morgen- und Abenddämmerung heraus, und sucht sich etwas, seinen Hunger zu stillen. Diese Lebensart sezt er den ganzen Sommer und Herbst durch fort. Er frißt Würmer, die er im Wühlen findet; auch frißt er Beeren von den Heken und Aepfel und Birnen, die er bey Nacht unter den Bäumen findet. Besonders ist er ein Liebhaber von Trauben; wann die Trauben anfangen zeitig zu werden, dann machen sich alle Dächse weit und breit auf, kriechen aus ihren Löchern, sobald es recht dunkel ist, zuweilen auch erst gegen zehen Uhr des Abends, laufen nach den Weinbergen und fressen eine grose Menge Trauben. Sobald der Morgen grauet, so eilet ein Jeder wieder seiner Höle zu, und bleibt den Tag über ganz ruhig darin liegen. Sie heken in ihren Hölen jährlich etwa drey Jungen. Bisweilen durchwühlen sie einen ganzen Hügel, und halten sich in groser Anzahl darin auf; doch pflegen die Jungen im Herbst die Alten zu verlassen, und sich einen andern Wohnort zu suchen.

Der

Der Jäger stellt ihnen vornehmlich um ihres Fetts willen nach, das nicht nur, wie das Fett von jedem Wild, sehr heilsam ist, sondern auch ausserordentlich gut und hell in den Lichtern brennt, ohne zu dämpfen. Die Haut ist auch gut zu gebrauchen, und ausserordentlich stark.

Der Jäger stelle sich des Abends von sieben bis zehen Uhr bey hellem Mondschein etwa zehen Schritte vor diejenige Dachshöle still hinter einen Baumstamm mit gespanntem Hanen, an welcher er Dachsspuren wahrnimmt. Er lege kleine Hölzer über das Loch, und den folgenden Tag sieht er, ob ein Dachs durch das Loch passirt ist. Vor diese Höle stelle er sich also, wie gesagt, hin, und wenn junge Dächse darin sind, so werden sie bis acht Uhr kommen; sinds aber alte Dächse, so werden sie längstens bis zehen Uhr kommen. Doch darf der Wind nicht von dem Jäger nach dem Dachsloch wehen. Der Dachs streckt zuerst den Kopf aus der Höle, und schaut, ob nichts verdächtiges vorhanden sey; dann bewege sich der Jäger nur gar nicht. Der Dachs geht darauf gewöhnlich wieder ein wenig hinunter,

ter, kommt aber bald darauf ganz heraus gerennt und bleibt nahe vor dem Loch ein wenig stehen. Wird er dann nicht geschossen, so rennt er weiter nach seiner Nahrung. Wenn er nun da steht, so schiese ihm der Jäger alsbald einen Schuß starken Schrot, worunter etwa auch eine Kugel seyn kann, in die Ribben, damit er auf der Stelle todt bleibt. Denn wenn er nicht auf der Stelle todt bleibt, so lauft er in das Loch zurük. Vorne auf das Visir befestige sich der Jäger, wie bey jeder Nachtjagd, so auch bey dieser Jagd, ein weises Papierchen, damit er das Visir gut sehen, und grade zielen kann. Sobald einmal an der Höle geschossen worden ist, so wird denselben Abend gewis kein Dachs mehr heraus kommen, und man braucht sich also nicht länger zu bemühen. Man kann auch die Dächse essen; sie sind fett und wohlschmekend. Aber nicht Jedermann hat Appetit dazu. Auch mit Dachshunden kann man bey Tage die Dächse hezen, welche Hunde von Natur zum Hezen der Dächse bestimmt zu seyn scheinen. Sie kriechen in die Höle, und greifen darin den Dachs an, welcher, ob er sich gleich zur Wehre sezt, und dem Hund manchen Hieb giebt, doch immer zurük weicht,

 bis

bis er in einen Winkel der Höle kommt, wo er nicht weiter zurükgehen kann, und also bleiben mus. Nun graben die Jäger die Höle des Dachses an demselben Orte auf, wo sie den Hund bellen hören, so daß sie vor dem Dachs in die Erde kommen, und die Dachshöle durchschneiden. Der Dachs, der nicht mehr hinter sich kann, und sich mit dem Hund [es ist gut, wenn ihrer zwey an ihn gehezt werden] herumbeisset, kommt nun zum Vorschein, und kann gemächlich geschossen werden. Mann kann ihn auch mit einer eisernen Stange durchbohren. Bisweilen versucht es der Dachs, sich durchzugraben, und wirft den aufgegrabenen Grund immer hinter sich, daß er ganz in der Erde verborgen ist, und der Hund ihm nun unmöglich beikommen kann. An den Oefnungen der Dachshölen müssen auch einige Jäger stehen, die den Dachs sogleich schiesen, wenn er etwa herauskommt, und zu entfliehen sucht; denn dieses pflegt er auch zuweilen zu versuchen. Das ist allemal ein sehr mühsames Geschäft, einen Dachs zu graben, besonders wenn die Hölen sehr tief in die Erde gehen, da man denn wohl fünf bis sechs Schuhe tief graben mus, ehe man an den Dachs kommt. Und

wenn

wenn man aus Versehen hinter dem Dachs eingräbt, so ist alle angewandte Mühe umsonst; der Dachs, wenn er die Gefahr merkt, treibt den Hund weg, und entflieht in ein anderes Loch. Dachshezen, da ein lebendiger Dachs von grosen Hunden gehezt wird, sind grausam, und ganz ohne Nuzen.

Von

Von dem Reh.

Von dem häßlichen Dachs gehe ich über zu dem schönen Reh. Es hat die Gestalt einer Ziege, und besonders schöne helle Augen, einen kurzen Schwanz, hohe Beine, einen langen Hals, wie eine Ziege, und ist auch so gros, aber nicht zottig, sondern ganz glatt. Die Rehböke haben kurze gezakte Hörner, aber die Geisen nicht. Das Reh ist grau, ausser im Frühjahr, wann es neue Haare bekommt, ist es schön hellroth. Ein Rehbok schreit sehr laut und fürchterlich, aber ein Reh nicht so stark.

Sie

Sie halten sich in Wäldern und Heken auf, und nähren sich von Laub und Gras, und von den Früchten des Feldes, die sie bey Nacht aufsuchen. Am liebsten fressen sie die jungen Schößlinge von Heken und jungen Buch- und Eichbäumchen. Ihre Jungen, deren sie gewöhnlich nur zwey haben, heken sie in dem dikſten Gesträuch. So lang die Jungen noch nicht in die Höhe gewachsen sind, halten sie sich immer zu dem alten Reh, welches sie überall mit sich führt, und gewissermassen für Gefahren schüzt und warnt; denn zuweilen sind die Jungen bey herannahender Gefahr so unerfahren und sicher, daß sie das alte Reh mit Gewalt fortstossen und treiben mus. Wann sie sich von dem alten Reh verirrt haben, so lokt es sie durch ein gewisses Geschrey wieder zu sich. Im Sommer haben sie vollauf zu fressen; aber im Winter nicht, so gute Nahrung. Dann beissen sie die Knospen und Spizen des Gesträuchs ab. Im Tag liegen sie still in den dichten Heken, des Abends und Morgens aber gehen sie in der Dämmerung heraus in die Wiesen und Felder, aber besonders gern auf die ausgehauenen Pläze in den Heken, wo junge Schößlinge stehen, welche

welche sie sehr gern fressen. Ein Reh gewährt eine sehr gute Speise, weswegen ihnen mit Recht stark nachgestellt wird. Das Rehleder ist sehr fein und gut, und die Rehbokshörner werden zu allerley Verzierungen gebraucht. Das Reh hat kein hartes Leben, sondern stürzt von einer geringen Verwundung zusammen. Erblikt ein Rehbok einen Jäger, oder riecht ihn, oder er hört das Rauschen seines Fustrits, so springt er ins dike Gebüsch, und beginnt ein furchtbares Geschrey, welches dem, welchem dieses Geschrey noch unbekannt ist, wirklich angst und bange machen, und die Idee von einem reissenden Thier beibringen könnte. Das Rehgeschlecht ist aber ganz wehrlos und furchtsam; auch der Rehbock kann sich mit seinen Hörnern gar nicht vertheidigen. Merkt das Reh einen Spürhund, so springt es nicht lange in derselbigen Gegend herum, wie zuweilen der Haase thut, sondern alsbald gehts über Stok und Stein gerade fort in eine andere Gegend.

Man mus ihnen aber auf folgende Art beizukommen suchen. Im Nachsommer pfeiffen die Rehe sehr hell und fein, um dadurch die Rehböke zu sich zu loken; dann muß sich der Jäger ein

ganz

ganz kleines Pfeifchen machen von einer Waide, und damit dieses Pfeifen nachahmen in den Heken. Ein Rehbok oder auch eine Geise, welche sich in der Nähe im Gesträuch aufhält, wird alsbald in vollem Sprung herzulaufen und sich umsehen. Dann schiese solches der verborgene Jäger sogleich darnieder, ehe es ihn zu Gesicht bekommt. Um dieselbige Zeit sind die Rehe, wie auch die Rehböke, sehr fett und wohlschmekend, und die jungen Rehe können sich schon von Laub und Gras nähren ohne die Muttermilch. Dann kann man ohne Bedenken auch eine Geise schiesen. Aber im Frühjahr pfeifen die Geisen eben so, und dann kann sich der Jäger zwar auch eines solchen Waidenpfeifchens bedienen, um die Böke zu loken, die dann auch gut zu essen sind, und ohne Schaden geschossen werden können, weil nur wenige Böke dazu erforderlich sind, eine grose Menge Geisen zu befruchten; aber mit nichten darf er im Frühjahr eine Geise schiesen. Wer das thut, der beschimpft sich bey der ganzen Weidmannschaft, und sollte billig etwas anders, als die edle Jagd, treiben. Ein solches Reh, im Frühjahr geschossen, wird eine äusserst schlechte Speise seyn, und noch überdas wegen

der

der Jungen, die es im Leibe hat, ekelhaft zu essen seyn. Wenn man sich auch nicht eines solchen Pfeifchens bedient, so kann man doch an solchen Orten, wo viele Gebüsche sind, und viele Rehe sich darin aufhalten, des Abends bey Sonnenuntergang, oder des Morgens bey Sonnenaufgang, leicht ein Reh zum Schuß bekommen. Man darf nur ganz langsam auf den Wegen, die durch das Gehege gehn, hin und herschleichen, und an jedem ausgehauenen Plaz, wo junge Schößlinge stehn, stille stehn, und sich auf dem ganzen Plaz umsehen; so wird man hier und da ein Reh weiden sehen, das man denn nach Herzens Lust darnieder schiesen kann, entweder mit einer Kugel, oder auch, wenn es nicht gar zu weit entfernt ist, mit der dikſten Sorte von Schrot. Weis der Jäger eine Wiese oder ein Feld, wohin die Rehe gern gehn, so stelle er sich dahin; dann werden sie kommen, wenn es windstill und schönes Wetter ist. Ist es aber stürmische Witterung, und es sind Leute in der Nähe, die Geräusch und Lärmen machen, oder man hört ein Gebell der Hunde; so braucht man sich daselbst gar keine Mühe zu geben; es wird weder ein Reh, noch ein Haas, noch sonst etwas heraus kommen.

men. Wenn der Jäger die Rehe durch Treiber herbeijagen läßt, so hat er vor allen Dingen auf guten Wind zu sehen. Demnächst wähle er sich auch einen guten Stand, wo die Rehe gern hinüberlaufen, und wo sie keinen freien Plaz oder doch keine grose Ebene zu passiren haben, bis daß sie wieder in ein anderes Gebüsch kommen. Da werden sie kommen. Zuweilen kommt eins, zuweilen kommen fünf, sechs bis fünfzehen miteinander in einer Reihe, und der gröste Rehbok ist allezeit an der Spize, und führt den Zug an. Sie stehen zuweilen ganz stille, und horchen auf das Geräusch der Treiber. Wer dann nahe dabey ist, der kann mehrere in einem Schuß darnieder schiesen. Schiest er eins an, und es lauft noch fort, so mus sogleich wenigstens ein guter Hund auf die Spur gelassen werden, der es entweder fangen, oder doch schußmässig herbeijagen wird. Fängt er es, und es ist ein Bok, so wird es ein sehr starkes und durchdringendes Geschrey von sich hören lassen; ists aber eine Geise, so wird sie ganz rein grinzen. Der Jäger eile alsbald hinzu, und treibe den Hund weg. Ohne Treiber blos mit Hunden sind die Rehe auch gut zu jagen. Man stelle

sich nur auf die besten Pläze an, und man wird das Reh, das einen ziemlich gleichen Sprung hält, ohne sich, wie der Haas, niederzuduken, mit leichter Mühe schiesen. Ein diker Schrotkern, in seine Seite geschossen, wirft es augenbliklich darnieder. Fast jeder Jagdhund jagt gern an dem Reh, und läßt so bald nicht von ihm ab; und wenn er sein Blut riecht, so steigt seine Hize auf das Höchste, indem er es verfolgt.

Von

Von dem Hirsch.

Mit dem Reh hat grose Aehnlichkeit der Hirsch; er gleicht ihm an Farbe und Gestalt, nur daß er viel grösser ist. Ein ausgewachsener Hirsch ist etwa so gros, als eine Kuh. Die Hirschkühe haben keine Hörner, aber die Hirschochsen haben grose Hörner, welche immer grösser wachsen, je älter der Hirsch wird. Ein groser Hirsch hat wohl achtzehen Zakken an den Hörnern. Sie springen ausserordentlich flüchtig. Springen sie durch den Wald, so halten sie den Kopf zurük,

E 2 daß

daß die Hörner niedrig über dem Rüken liegen, und daß sie damit nicht gar zu viel an die Aeste anstossen. Aber demohngeachtet gleicht das Springen eines Hirschs durch das Gebüsch dem Knarren und Rasseln eines Lastwagens. Liegen sie im Gebüsch, und werden plözlich aufgeschrekt, so reissen sie fingersdike Aeste um sich her mit den Hörnern ab, indem sie aufspringen. Sie halten sich meistens in diken Heken und Wäldern auf. Im Tag liegen sie im Dikicht, aber des Abends, des Morgens und bey Nacht gehen sie in den Wiesen und Feldern herum. Sie nähren sich von Früchten, Gras, Laub, Knospen und Baumrinde. Sie heken im diken Gebüsch meistens nur zwey Jungen. Ihr Geschrey ist stark, besonders im Herbst, wann die sogenannte Hirschbrunft ist. Im Herbst versammlen sich die Hirsche, und die Hirschochsen beginnen mit grosem Geschrey einen heftigen Kampf, wobey manche umkommen, welchen von den spizhörnichten jungen Hirschen der Leib aufgerissen wird. Nähert man sich einer solchen Heerde, so laufen sie nicht sogleich fort, sondern die größten derselben stellen sich wohl mit gesenkten Hörnern zur Wehr. Der Hirsch, welcher in einem solchen Kampfe obsiegt, ist hernach

der

der Anführer der Heerde, welche ihm in einem langen Zug nachfolgt. Das Hirschfleisch ist gut zu essen; sie sind aber nicht gut zu schiesen.

Der Hirsch ist sehr listig und vorsichtig, wenn er seiner Nahrung nachgeht, und bekommt des Jägers Geruch weit. Die Hirsche und auch die Rehe fressen gern Leimen mit Anis und Salz vermischt, weswegen der Jäger in dem Wald und Gebüsch an abgelegenen Orten Kasten, die damit angefüllt sind, hinstellen mus, und dann kann er dabey auflauren, und sich im Gebüsch verbergen. Besonders kommen sie gern des Morgens bey Anbruch des Tages daran, und wer sich die Mühe giebt, vor Tag hinaus zu gehen, der wird mit leichter Mühe daran ein Rehe oder einen Hirsch erlegen, wenn er guten Wind hat. Man hört den Hirsch von weitem kommen, weil seine Hörner im Gebüsch rasseln; er steht von Zeit zu Zeit stille, und ist sehr vorsichtig. Seine Hörner wirft er, so wie auch der Rehbok, jährlich ab, und es wachsen ihm neue. Er hat eine dike Haut, und ein sehr hartes Leben, weswegen man ihn nothwendig mit einer Ku-

 gel

gel schiesen mus, und doch bleibt er nicht immer gleich liegen, wenn man ihm die Kugel durch den Hinterleib, und nicht durch die Brust oder den Kopf schiest. Schiest man ihn aber blos mit dikem Schrot, so ist es ungewis, ob man ihn bekommt. Wenigstens wird er noch eine ziemliche Streke fortlaufen. Wird er von Menschen getrieben, so meidet er die Jäger, weil er den Wind gar leicht bekommt, und bleibt hin und wieder im Gebüsche stehen, indem er sich eine Gelegenheit ersehen will, sich durchzuschleichen; oder er lauft wohl durch die Treiber zurük, welches jedes Wild gern zu thun pflegt. Der gröste Ochs lauft voran, und hinter ihm kommen die Kühe und Kälber. Kommen die Hunde an ihn, so wehrt er sich wohl mit seinen Hörnern, doch ohne vielen Schaden zu thun. Die Hunde weichen den Hörnern aus, und fassen ihn dennoch an. Die Gegend, wo er einmal gehezt und geängstigt worden ist, wird er so leicht nicht wieder betreten, sondern sich lieber einen ganz neuen entfernten Aufenthalt suchen, wo es still und ruhig ist, und wo er sich in einem grosen und diken Gehege hinlänglich verbergen kann. Er lauft

gera-

geradesweges wohl zehen Stunden weit fort, und die Hunde können ihn unmöglich fangen, wenn er noch gesund und frisch, und nicht angeschossen ist. Ist er angeschossen, so kühlt er sich ab in einem Bache, oder sucht heilsame Kräuter, und legt sie auf seine Wunden.

Von dem wilden Schwein.

Ein altes wildes Schwein ist etwas grösser und schwerer, als ein zahmes, auch nicht völlig so gestaltet. Es hat einen dikeren Kopf, kürzere Ohren, als ein zahmes, ist diker und höher, und wohl etwas kürzer. Seine Haare sind schwärzlich, und auf dem Rüken hat es lange Bürsten, die hoch in die Höhe stehen. Unter den öbersten Haaren hat es noch kurze, sehr in einander verwikelte und pelzartig verwirrte Haare. Es lauft viel geschwinder, als ein

ein zames Schwein. Von einem alten Eber ist das Fleisch eben nicht das beste, aber desto besser von einem jungen Schwein. Bey Tag liegt es gern in den allerdikksten Dornsträuchen, wo ihm der Mensch nicht beikommen kann, und wo es sich das Laub weit und breit zusammen scharrt, und sich ein Bett macht; aber bey Nacht geht es auf die Felder. Wo es einen Kartoffelakker findet, da wirft es das Erdreich um, und frißt die Kartoffeln; wo es einen Fruchtakker findet, auf welchem die Frucht zu reifen anfängt, da frißt es nicht nur sehr viel, sondern es reißt auch die Frucht aus, verwühlt sie, und thut einen unsäglichen Schaden. Es frißt auch Nüsse, Eicheln und Buchekern, und wenn es dergleichen viel giebt, so werden die wilden Schweine ausserordentlich fett. Es grinzet und schnaubt, wie ein zames Schwein, besonders wann es den Geruch von Menschen bekommt. Es wirft jährlich wohl acht bis zehen Jungen, die solang mit ihm laufen, bis sie ganz gros sind. Man findet zuweilen fünfzehen bis zwanzig wilde Schweine beisammen. Wenn die Jungen noch klein sind, so lassen sie sich fangen; aber dabey nehme man sich wohl in Acht, daß das alte

Schwein

Schwein das Geschrey des Jungen nicht hört, sonst greift es den an, der es fängt, und kann ihn sogar tödten. Der wilde Eber unterscheidet sich von dem weiblichen Schwein dadurch, schon gleich bey dem ersten Anblik, daß er längere Zäne hat, welche ihm neben zum Maul heraus stehen.

Der Jäger, der ein Schwein schiesen will, gehe bey Mondschein in die Frucht- und Kartoffel-Felder, stelle sich hinter ein Gebüsch, und schiese das Schwein, das er zu Gesicht bekommt, mit einer oder zwey Kugeln durch die Brust. Dann wird es wenigstens nicht weit mehr fortlaufen; bekommt es aber einen Schuß mit blosen Schrot ohne Kugel, so laufts meistens davon. Seine Haut ist dik und sehr hart, und nicht selten springt die Kugel davon ab, wenn sie schief in die Seite fährt. Der Wind mus günstig seyn; sonst kommts nicht. Ists ein alter Eber, so kommt er wohl auf den Jäger zu gelaufen, und greift ihn fürchterlich an, wenn er angeschossen ist. Kommen aber vollends Hunde an ein angeschossenes Schwein, so kann man sich für ihm hüten. Es hauet und beißt die Hunde, die

die es verfolgen, und rennt wüthend auf die Leute ein, die es zu Gesicht bekommt. Kommt ein solches Schwein, so lasse sich der Jäger auf das Gesicht fallen; dann kann es ihm nicht so leicht eine tödtliche Wunde beibringen. Er thut aber am besten, wenn er gleich nach dem Schuß seine Flinte oder Büchse wieder lädt, daß er sich vertheidigen kann; oder, wenn er dieses nicht so geschwind kann, so steige er auf einen Baum. Das schwerfällige Schwein wird ihm nicht beikommen können, wenn er auch nur etliche Schuhe in die Höhe gestiegen wäre. Das wilde Schwein wehrt sich sehr, sobald es merkt, daß es auf Tod und Leben geht; ausserdem aber, wenn es nicht gehezt, und nicht angeschossen wird, auch keine Jungen hat, für deren Leben es besorgt ist, greift es Niemand an, sondern ergreift die Flucht. Im frischen Schnee ist das Schwein, so wie jedes andere Wildpret, leicht zu spüren. Der Jäger suche seine Spur auf, gehe ihr nach, bis sie ihn in ein Gehege und dikes Gebüsch führt; dann gehe er auf den Wegen um das Gebüsch herum, und gebe wohl Achtung auf den Wegen, ob er die Spur nicht wieder herausgehn sieht. Sieht keine Spur

über

über die Wege rund herum, so sizt das Schwein noch in demselbigen Gebüsch. Der Jäger umstelle das Gebüsch mit guten Schüzen, gehe der Spur selbst nach durch das dikste Gesträuch, und auf diese Art kann er das Schwein villeicht im Lager ertappen und schiesen. Er wird zuweilen finden, daß das Schwein auf seiner ersten Spur wieder grade zurükgegangen ist. Das thun sie; auch anderes Wildpret thut es, um den, der seine Spur verfolgt, ein wenig irre zu machen. Er lasse sich aber nicht irre machen, sondern folge der Spur unermüdet. Entgehet ihm das Schwein, so lauft es den andern Schüzen zu. Er kann auch acht bis zehen Treiber durch das Gebüsch gehn lassen, (die aber bey der Schweins- und Hirschjagd nicht gar zuviel lärmen und schreien dürfen; sonst wird das Wild vor der Zeit versprengt und verscheucht) oder etliche Hunde auf die Spur lassen. In diesem lezten Falle wird das Schwein gewiß nicht lange im Gebüsch bleiben, sondern unverzüglich herauskommen, wenn etliche grose Hunde an es kommen. Ists aber nur ein kleines Hündchen, so stellt es sich erst gegen ihn, ehe es fortlauft, und der Jäger kann es auch alsdann gut schiesen, wenn

wenn er hinzu schleicht. Ist es glücklich durchgekommen, ohne geschossen zu werden, so lauft es auch gewis weit genug gerades Weges fort, und läßt sich so bald nicht umbiegen von den Jägern, so daß sie ihm an einer andern Stelle zuvorkämen. Es geht in eine ganz andere Gegend, wenn Hunde an ihm waren. Ein Schwein bleibt überhaupt nicht immer in einer Gegend, sondern es durchstreicht eine Gegend von sechs bis acht Stunden, und hält sich bald hier bald da auf. Ein altes Schwein weis in einer Gegend, wo es schon lange war, allen Bescheid, und läßt sich so leicht nicht von einem Jäger ertappen.

Von

Von dem Vogelwildpret.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Vögeljagd ist nicht so einträglich, wie die Jagd des vierfüssigen Wilds, und man schiest auch leichter darnach fehl, als nach einem vierfüssigen Thiere. Auch sind die Vögel zum Theil viel scheuer, als die vierfüssigen Thiere; aber diese Jagd ist manchmal viel angenehmer, weil man dabey öfter zum Schuß kommt. Geht man nach Rehen, Hirschen und dergleichen aus, so mus man froh seyn, wenn man in einem ganzen Tage ein- oder zweimal zum Schuß kommt; aber auf der Vögeljagd kann man oft schiesen,

 und

und oft das Vergnügen haben, ein Wildpret zu fällen. Das Vogelwildpret ist auch ausserordentlich gesund, und zum Theil sehr wohlschmekend; es verdaut sich leicht, und giebt dem Leib nahrhafte Säfte. Dabey ist aber auch die Hegezeit zu beobachten. Wann der Vogel Jungen hat, so ist er mager, und die Jungen kommen um, wenn er geschossen wird. Die Zeit, da die Vögel Jungen haben, dauert von dem Frühjahr bis in den Nachsommer; dann kann man die Alten mit den Jungen schiesen. Der Vogel bekommt gar keinen Geruch von dem Jäger, der Wind mag von dem Jäger noch so stark auf ihn zu wehen. Aber sein Gehör und Gesicht ist schärfer, als bey dem vierfüssigen Wildpret. Besonders scharf sehen die Raubvögel, und man kann ihnen fast gar nicht beikommen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Manche Vögelarten fliegen nur einzeln, andere sammlen sich in grosen Heerden; manche halten sich das ganze Jahr hindurch, sogar im Winter, hier zu Lande auf, andere nur in den wärmeren Jahrszeiten, und noch andere streichen nur durch im Frühjahr und Herbst. Wer die Vögeljagd exerciren will, der mus sich einen leichten Tritt angewöhnen, daß ihn die Vögel

nicht

nicht zu weit hören; und im Wald mus er sich gewöhnen, oft auf die Bäume zu sehen, und wenn er einen Vogel auf einem Baume sizen sieht, so mus er hinter einem nahe stehenden Baume hinzuschleichen, ihn zu schiesen. So mus er auch, wenn er Vögel auf der Erde sieht, hinter einem Ufer oder Baumstamme herbeischleichen, daß er ihnen schußmässig beikommt. Im Winter ist die Vögeljagd nicht so ergibig, als im Sommer; dann sind die meisten Vögelarten nicht hier zu Lande anzutreffen, sondern sie fliegen fort in wärmere Länder. Im Nachsommer und vorzüglich im Herbst ist die beste Zeit, Vögel zu schiesen, weil sie dann fett sind, und sehr zahlreich angetroffen werden; denn im Herbst ziehen sie, so zu sagen, in ihre Winterqartiere, das heist: sie fliegen in wärmere Länder, und auf ihrer Reise kann man ihnen leicht beikommen, weil sie dann in grosen Heerden beisammen sind. Wer sich ein recht schönes Vergnügen machen will, ohne sich stark zu ermüden, der treibe die Vögeljagd.* Man hat nicht nöthig, sehr weit zu gehen, bis man zum Schuß kommt, und man kann in Feldern und Wäldern überall Vögel antreffen. Man geht

*

ohne

ohne Jagdgeräusch ist der angenehmen Einsamkeit, und man kann auch sogar im Frühjahr, wenn die Jagd auf vierfüssiges Wildpret nicht getrieben wird, sich ein Vergnügen damit machen, wenn es blos um das Vergnügen zu thun ist, oder wenn der Jäger Wohlgeschmak an mageren Vögeln findet.

Von der Schnepfe.

Die Schnepfe, dieser allgemein beliebte Vogel, ist bräunlich gefleckt, und etwa, so gros, wie ein junges Hun. Sie hat einen sehr langen Schnabel, aber keine Zunge, und saugt den Saft und die Dünste aus den Sümpfen, indem sie den Schnabel in die Erde stekt, und sich dann rund herum drehet, oder indem sie geschwind über den Sumpf hin lauft, und während des Laufens immer den Schnabel in die Erde stekt. Auch das kleine Korn frißt sie gern bey Nacht, und man findet sie auch bey der Nacht in den Haberfeldern, nachdem die Haber eingeerntet worden ist. Ihr Schwanz ist ganz kurz, und ihre Flügel sind lang, weswegen

gen, sie sehr geschwind fliegen kann. Im Tag fliegt sie nicht aus ihrem diken Busch, worin sie sich verborgen hält; wird sie aber von einem Spürhund, oder durch sonst etwas aufgejagt; so fliegt sie eine kleine Streke fort, und sezt sich bald wieder nieder. Des Abends und Morgens fliegt sie in der Dämmerung hin und her, indem sie theils ihrer Nahrung nachgeht, theils ihr Gegenpart aufsucht, und durch ein Geschrei im Frühjahr, aber nicht im Herbst, zu sich lokt, theils auch zu der Zeit, wie auch wohl in der Nacht, weiter fortfliegt in eine andere Gegend. Sie hekt nicht hier zu Lande, sondern streicht nur durch im Herbst und im Frühjahr. Im Sommer wohnt und hekt sie in den nördlichen Ländern, aber im Winter ist sie in warmen Ländern. Doch findet man auch hier zu Lande im Sommer einige Schnepfen. Wann sie im Herbst und Frühjahr durchstreichen, so wird ihnen überall sehr stark nachgestellt, weswegen auch die Jäger eine Verminderung der Schnepfen zu merken vorgeben. Sie ist wirklich ein sehr wohlschmekender Vogel, und im Herbst ausserordentlich fett. Im Herbst ist ihre eigentliche Strichzeit, wann das Laub von den Bäumen fällt, und im Frühjahr

F 2 streicht

streicht sie im März und April. Kommt ein Hünerhund nahe bey sie, so breitet sie wohl die Flügel gegen ihn aus, wie eine Henne.

Im Frühjahr sind die Schnepfen leicht zu schiesen, wenn sie des Abends bey warmem Wetter herumfliegen und schreyen. Ist es kalt, so fliegen sie geschwind; wann es aber gegen Abend ein wenig geregnet hat, und es klärt sich hernach ein wenig auf und ist windstill, so fliegen die Schnepfen ganz langsam in groser Menge über dem Gesträuch hin und her, und loken einander. Der Jäger gehe gleich nach Sonnenuntergang in das Gebüsch, und bleibe an einem etwas erhabenen Orte, wo er frey um sich sehen kann, und das Gesträuch nicht gar zu hoch ist, stehen mit gespanntem Hanen. Die Flinte muß mit einem ziemlich starken Schusse dünnes Schrots geladen seyn, doch nicht von der dünnsten Sorte. Da sey nun der Jäger ganz Aug und Ohr, horche und sehe sich allenthalben nach Schnepfen um. Sieht er eine auf sich zu geschwebt kommen, und er schiest ihr grade entgegen, so wird er sie schwerlich bekommen. Wenn er gleich das beste Pulver hat, und der Schuß geschwind losbrennt, so weicht gleichwohl die

Schnepfe

Schnepfe dem Schusse durch eine sehr geschwinde Wendung aus, sobald sie nur das Feuer auf der Pfanne sieht. Sie wird sich vielleicht auch nach dem Schusse niedersenken, daß man glauben sollte, sie fiele; aber wenn man auf die Stelle geht, wo man sie zu finden hofft, so wird sie nirgends anzutreffen seyn. Sie ist fortgeflogen und war gar nicht verwundet, weil sie dem Schusse ausgewichen war. Von der Seite schiest man die Schnepfe schon besser, und am allerbesten von hinten her. Kommt also eine Schnepfe, so stehe der Jäger ganz still, und warte, bis sie über ihn hinaus geflogen ist; dann schiese er ihr nach, und sie wird gar bald niederstürzen, wenn er nur einigermassen gut gezielt hat. Von einem Schrotkorn fällt sie, weil sie ein gar weiches Leben hat. Von hinten her kann man sie auch viel besser in das Visir fassen, als von vorne her. Sie fliegen bisweilen so niedrig, daß man sie mit einem Stabe schlagen könnte, und so langsam, daß sie kaum von der Stelle kommen. Sie können sehr geschwind laufen; daher mus sie der Jäger sogleich aufsuchen, wann sie gefallen sind; sonst möchten sie fortlaufen. Wann sie noch leben, so rupfe der Jäger eine der größten Flügelfedern

aus, und steche ihnen damit hinten zum Kopfe hinein, so werden sie gleich todt seyn. Es ist gut, wenn er des Abends einen Hünerhund bey sich hat, daß er ihm die gefallenen Schnepfen suchen hilft; denn die Hünerhunde lassen sich leicht gewöhnen, daß sie die geschossenen Schnepfen und Hüner nicht fressen, sondern dem Jäger bringen. Im Herbst schreien die Schnepfen nicht, wann sie des Abends fliegen, und fliegen auch viel geschwinder als im Frühjahr, aus welchen Ursachen sie dann nicht so gut zu schiesen sind. Wenn man den Schnepfen des Morgens bey Tagesanbruch auflauert, so kann man sie zwar auch bekommen; aber des Abends geht diese Jagd doch besser von Statten. Läßt man bey Tag die Schnepfen durch Leute aus dem Gebüsch treiben, so hat man nicht nöthig, sich nach dem Wind zu richten, weil die Schnepfen keinen Geruch von den Menschen bekommen; aber dabey ist wieder die Unbequemlichkeit, daß sie bey Tag ausserordentlich schnell und unstet, bald zur rechten bald zur linken fliegen. Man ziele ihr dann nach dem Schnabel, so wird sie gerade in den Schuß kommen. Für das andere bleiben sie auch gar gern sitzen, wenn ihnen die Treiber nicht ganz nahe

kom-

kommen; daher müssen die Treiber bey dieser Jagd ein sehr starkes Geräusch und Lärmen machen, und mit Steken in die diken Sträuche schlagen. Auf dieser Jagd kann leicht ein Unglück geschehen, weil die Schnepfen oft nur in einer Mannshöhe fliegen, und ein allzu hiziger Jäger dann den gegenüberstehenden Schüzen treffen kann. Man mäsige also jederzeit seine Hitze, wenn eine Schnepfe kommt, und schiese lieber gar nicht, im Falle daß man nicht ganz sicher und ohne Gefahr, Jemand zu treffen, schiesen kann. Man bedenke, wieviel mehr werth das Leben eines Menschen ist, als ein solcher Vogel, und wie gros hernach die Reue seyn würde, die nothwendig auf einen solchen unvorsichtigen Schuß erfolgen müßte. Man lasse sie fortfliegen. Die Schnepfen mit einem guten Hünerhund bey Tag zu jagen ohne Treiber, das ist ebenfalls ein groses Vergnügen, und geht herrlich von Statten. Ein oder mehrere Jäger gehen durch das Gebüsche mit gespanntem Hanen, und der Hünerhund mus in der Nähe bleiben. Steht er still vor der Schnepfe, die er findet, so ists gut; der Jäger kann dann nahe hinzuschleichen, dem Hund ein Zeichen geben, daß er sie aufjagt, und sie

mit Gemächlichkeit schiesen. Steht er aber nicht still, so kann er doch die auffliegende Schnepfe, wenn sie noch voll Schlaf ist, und nur langsam aus ihrem Strauch heraus in die Höhe steigt, gar leicht treffen. Ist sie aber schon in vollem Flug, so gehts sehr geschwind mit ihr, und sie ist schwer zu schiesen. Sie fliegt selten weit, und der Jäger gebe nur wohl Achtung, wohin sie sich niedersetzt; dahin gehe er mit dem Hund, und schiese die Schnepfe, die alsdann nicht mehr so zam, wie das erstemal seyn wird, sondern sehr leicht auffliegen, und auch wohl weit fortstreichen wird. Es gehört viele Uebung und eine besondere Geschicklichkeit dazu, eine Schnepfe zu treffen. Wenn es im Frühjahr und Herbst um die Zeit, wann die Schnepfen da sind, scharf friert, so findet man beym hellen Tage die Schnepfen in den sumpfichten Wiesen, wo man sie auf der Erde, oder doch wenigstens im Auffliegen, gar leicht schußmäßig bekommen kann.

Von

Von dem Feldhün.

Das Feldhun ist etwas grösser, als eine Taube, fast so gestaltet, wie ein zames Hun, und hat buntige Federn. Es fliegt niedrig über die Erde mit grosem Geräusch, und bewegt die Flügel sehr geschwind, setzt sich auch bald wieder nieder, indem es allezeit eine Schwenkung macht, und auf die Seite fliegt, wann es sich niedersetzen will, und dann lauft es ausserordentlich geschwind über die Erde. Es nähret sich von den Feldfrüchten, besonders von Haber, und hält sich immer im Feld oder auch in Wiesen, und in den einzeln stehenden Gesträuchen, die es daselbst antrifft, auf, ohne sich weit in das Gebüsch zu wagen. Nicht weit von dem Feld findet

 man

man die Feldhüner auch zuweilen in einem dicken Gehege. Es macht sein Nest auf die Erde, worin es gar viele Jungen hat, die bald mit ihm laufen nachdem sie aus den Eiern gekommen sind. Auch im Winter bleiben die Feldhüner da, und fressen das kleine Korn, das sie unter dem Schnee suchen. Im Tag sitzen sie stille in einzelnen Büschen auf den Feldern, oder auch im freyen Feld ganz verborgen, daß man sie gar nicht sieht. Des Abends und des Morgens aber laufen sie in der Dämmerung durch das Feld die kreuz und die quer, und loken einander durch ein besonderes häßliches Geschrey. Sie gewähren eine wohlschmeckende Speise.

Wenn sie des Abends und des Morgens durch das Feld laufen, so sind sie nicht gar gut zu schiesen, weil man ihnen dann nicht leicht nahe beykommt, ehe sie auffliegen. Wer sich aber die Mühe geben will, ihnen dann aufzulauren, der kann doch zuweilen eines bekommen; aber nur thue man das nicht im Frühjahr oder Vorsommer, weil man dann ein ganzes Nest voll Jungen verdirbt, wenn man zu der Zeit ein altes Feldhun schiest. Die Feldhüner schiest man lei-

F gent-

gentlich im späten Nachsommer oder Herbst, wie auch im Winter, und zwar nicht durch Treiber, sondern durch gut abgerichtete Hünerhunde aufgejagt. Auf der Erde sieht man sie nicht, und man mus sie also im Flug schiesen. Der Jäger gehe durchs Feld mit gespannter Flinte, und der und mus nahe um ihn herum suchen. Findet er eine Kette, so mus er stille stehen, bis der Jäger nahe genug ist. Dann gebe ihm der Jäger ein Zeichen, daß er hineinspringt. Manche Hunde fangen ein Feldhun, das sie dann dem Jäger bringen müssen. Unter die Auffliegende schiese der Jäger, doch nicht blindlings, sondern er ziele auf eins oder mehrere, die nahe zusammen fliegen mit dünnem Schrot, so wird er selten fehlen, wenn das Hun noch nicht gar zu weit ist, und er zielt nur einigermassen grad. Dann gebe er wohl Achtung, wohin die übrigen fliegen, und verfolge sie abermals. Das Feldhun ist gut zu schiesen, weil es einen sehr steten Flug grade fort hält, ohne auf die Seiten zu flattern, wie die Schnepfe. Bey einer solchen Heerde Feldhüner ist gewöhnlich ein altes Hun oder ein alter Han, oder beyde sind dabey. Diese alten kennt man leicht, weil sie et-

was

was grösser sind, als die andern, und darnach schiese der Jäger zuerst. Trifft er den alten Han, und es ist kein altes mehr dabey, das die Jungen anführet; so werden die Jungen sich zerstreuen, und sich nicht weit entfernen. Man kann sie nun einzeln verfolgen, und sehr leicht eins nach dem andern schiesen. Man fängt auch bey Nacht die Feldhüner in einem Garn, das man ausgespannt über das Feld trägt, und worin sich die auffliegenden Hüner verwikeln. Man läßt das Garn nieder, und bekommt die Hüner lebendig. Von diesem Garn, womit auch die Lerchen gefangen werden, weiter unten ein Mehreres.

Von

Von der Wachtel.

Die Wachtel ist nur halb so gros, als das Feldhun, aber übrigens ihm sehr ähnlich. Sie ist so gestaltet, wie das Feldhun, und hat auch dieselbige Farbe, lauft auch so geschwind. Im Winter bleibt sie aber nicht hier zu Lande, sondern sucht sich ein wärmeres Land. Die Wachteln laufen bey Tag in den Früchten herum im Frühjahr und Vorsommer, und schreien sehr laut. Sie nisten auf die Erde, und ihre vielen Jungen laufen mit ihnen bald hervor. Auch noch sehr spät im Nachsommer findet man junge Wachteln. Ihre Speise ist Frucht, und ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Die Wachtel fliegt ausserordentlich unstet, und ist daher nicht gut zu schiesen, ist auch nicht wohl einen Schuß werth, weil sie klein ist, und überdas würde man nach ihr im Fluge gar leicht fehl schiesen.

Aber

Aber man kann sie gar leicht fangen. Der Jäger schafft sich ein kleines Wachtelpfeifchen an, das so lautet, wie das Wachtelweibchen schreit, und stellt ein Garn in einen Fußpfad auf, der durch die Frucht geht. Wenn er nun in der Nähe ein Wachtelmännchen schlagen hört, so stellt er sich gegenüber, so daß zwischen ihm und der Wachtel das Garn ist, und lockt mit seinem Pfeifchen. Unverzüglich wird das Wachtelmännchen, das sein Weibchen in der Nähe glaubt zu finden, hinzulaufen, und in dem aufgestellten Garne hängen bleiben. Der Jäger bekommt sie lebendig, und kann sie nach Belieben essen, oder zum Vergnügen in einem Käfig aufbewahren.

Von

Von der Lerche.

Die Lerche ist etwas grösser, als eine Spaze,
grau auf dem Rüken, und weislich unten am
Leibe. Sie hat einen kleinen Kopf, einen kurzen
Schnabel, lange Flügel, und an den Beinen
lange Spizen. Sie hat einen unsteten Flug,
und auf der Erde hüpft sie nicht, sondern sie
geht. Im Sommer sieht man die Lerchen einzeln,
aber im Herbst in grosen Schaaren. Sie nisten
auf die Erde in die Frucht, und nähren sich
und ihre Jungen von Frucht, besonders von
Haber. Im Winter lassen sich selten Lerchen
sehen, sondern sie ziehen im Herbst von Norden
nach Westen und Süden. Sie pfeifen sehr
schön im Frühling und Sommer, indem sie sich,
von

von der Erde grade in die hohe Luft erheben, und sich wieder herunter fallen lassen. Eine Lerche fliegt nie in den Wald, und sezt sich nie auf einen Baum, welches leztere auch kein Feldhun und keine Schnepfe thut. Die Lerche kann sich in den Stoppelfeldern geschikt verbergen, daß man sie gar nicht sehen kann. Weil sie sehr gut schmekt, so stellt man ihr stark nach. Im Frühjahr, sagt man, wären die Lerchen schädlich zu essen von giftigen Kräutern, die sie um dieselbige Zeit fressen.

Die Lerchen zu schiessen, ist nicht rathsam, weil es zuviel Pulver und Schrot kostet, bis man ein Essen zusammenbringt. Man thut besser, wenn man sie in einem Garn fängt, und das geschieht auf folgende Art: ein Garn, das so grose Löcher hat, daß man zur Noth eine Lerche durch ein Loch ziehen kann, daß aber keine hindurch fliehen kann, und welches etwa sechs Schritte breit, und fünfzehen Schritte lang ist, wird des Abends, wenn es ganz dunkel ist, über ein Haberfeld, wenn die Haber eingeerntet ist, hin und her getragen, sobald der Jäger merkt, daß viele Lerchen da sind. Der Jäger mus nemlich des Abends kurz vor

Som-

Sonnenuntergang durch das Feld gehn, und sich den Ort wohl merken, an welchem sich viele Lerchen niedergesetzt haben. Dahin geht er, des Abends in der Dunkelheit, und nimmt noch zwey oder drey Männer mit sich, die das Garn auf beiden Seiten tragen, welches an lange Stangen angebunden ist. Diese müssen so sachte, wie möglich, gehen, daß sie die Lerchen nicht vor der Zeit aufjagen, ehe das Garn darüber ist. Hintenher geht Jemand, der einen Schweif trägt, der an das Garn befestigt ist, und an dessen Spitze, die auf der Erde schleift, etliche rauschende Stükchen Papier angebunden sind. Durch das Geräusch dieses Papiers werden alle Lerchen aufgejagt. Sobald der hinten nachfolgende eine oder etliche Lerchen an dem Garn, das ziemlich hoch gehalten werden mus, flattern hört, so mus er den übrigen ein Zeichen geben, daß sie die Stangen niederlegen, und er geht nun auf das Garn, tödtet die Lerche, indem er ihr den Kopf einbrükt und zieht sie durch das Garn heraus. Auf diese Art kann man in etlichen Stunden etliche hundert Lerchen fangen. Zuweilen bekommt man auch Schnepfen und Feldhüner, die man aber so geschwind als möglich ergreifen und tödten mus, damit sie das Garn nicht zerreissen.

Von dem Krametsvogel.

Der eigentliche Krametsvogel, der aber wohl zu unterscheiden ist von den sogenannten Ziemern und Halbvögeln, ist etwas bläulich über den Rüken, und hat schwärzliche Füsse, auch ist er sehr gut zu essen. Er nistet nicht hier zu Lande, hält sich auch im Sommer gar nicht hier auf, sondern in den Nördlichen Ländern. Spät im Herbst und auch noch mitten im Winter kommen diese Krametsvögel schaarenweise durch unsere Gegenden gestrichen, und halten sich so lange hier auf, bis ein tiefer Schnee fällt, und strenge Kälte kommt; dann streichen sie weiter. Sie nähren sich hauptsächlich von Wachholderbeeren, und sind im Herbst und Winter sehr fett. Im Frühjahr streichen sie auch durch unsere Gegenden, aber dann sind sie nicht so fett. Sie sind nicht gut

gut zu schiesen, weil sie ausserordentlich scheu sind, und in grosen Schaaren fliegen. Wenn nun von der grosen Schaar nur einer den kommenden Jäger sieht, so schreit er, und fliegt auf, und ihm folgen die übrigen fast alle. Einer oder etliche bleiben wohl sizen, und können erschlichen werden.

Man fängt sie mit einem Garn, das an einem erhabenen Orte, wo viele Wachholderbeeren zu finden sind, und wo sich oft solche Krametsvögel sehen lassen, aufgestellt wird. Der Vogelfänger verfertigt sich eine Hütte l, in welcher er ganz verstekt sizen kann, ohne von den Vögeln gesehen zu werden. Nun legt er nicht weit davon sein Garn auf die Erde, an welchem zwey Stangen angebracht sind, die zusammen schlagen, sobald der Vogelfänger an einer Schnur zieht, die von den Stangen bis in seine Hütte reicht. Auf dem Garn müssen einige zame Krametsvögel angebunden seyn, die Wachholderbeeren fressen, welche man ihnen vorgeworfen hat, und hin und her hüpfen, ohne viel zu flattern. Rund herum müssen etliche Bäume, wie auch viele Wachholderbüsche stehen. Da sizt nun der Vogelfänger des Morgens früh im Herbst oder Winter, wenn es kalt ist und wohl etwas Schnee liegt. Fliegt

nun eine Schaar Krametsvögel in derselben Gegend durch die Luft, und etliche davon schreien, so fangen alsbald die angebundenen Lokvögel auch an zu schreien; das hören die in der Luft, kommen herbey, sezen sich aber zuerst auf die rund herum stehenden Bäume. Wann sie die angebundenen Vögel sehen, und die Wachholderbeeren, so kommen sie nach und nach herunter auf das Garn. Sobald eine ziemliche Anzahl darauf ist, so zieht der verborgene Vogelfänger an der Schnur, daß das Garn zusammenschlägt. Dann geht er hinaus, drükt einen nach dem andern den Kopf ein, und auf diese Art kann er in einem Morgen wohl etliche hundert Krametsvögel fangen.

Von

Von den Schneisenvögeln.

Es giebt noch verschiedene Arten von Vögeln, welche mit diesem Krametsvogel grose Aehnlichkeit haben, und welche wieder auf eine andere Art in Schlingen gefangen werden. Die Drosseln, oder der Halbvogel, ist nur halb so gros als ein Krametsvogel, und nährt sich auch meistens von Wachholderbeeren. Ueber dem Rüken, die Flügel, den Kopf und sehr schmalen Schwanz ist sie bräunlich, auf der Brust und unten am Leibe weislich gesprengt. Im Winter trifft man hier zu Lande keine einzige an, sondern sie sind dann in andern wärmeren Ländern, wohin sie im Herbst schaarenweise streichen. Im Frühjahr kommen sie auch nicht eher wieder, als bis die Luft sich gemildert, und die Gestalt des

Winters gänzlich verschwunden ist. Sie halten sich gern im diken Laub unter den Buchbäumen, und in diken Büschen auf, wo sie im Laub scharret, und sich zu fressen sucht. Im Frühjahr pfeift dieser Vogel sehr schön. Er schmekt sehr gut, besonders im Herbst. Die Rothdrossel ist von dieser Drossel durch ihre röthliche Federn an den Flügeln unterschieden, und ist noch besser, als diese. Im Herbst fliegt sie etwas später fort, als diese, und nistet nur in den nördlichen Ländern, wo sie sich im Sommer aufhält. Der Ziemer ist noch einmal so gros, als sie, an Farbe und Gestalt aber der ordinären Drossel völlig gleich. Er hat lange Beine, thut grose Sprünge über die Erde, und hält sich nicht immer im Wald, Gebüsch und in Wiesen auf, wie die Drossel, sondern sucht auch seine Nahrung im Feld: Auch dieser fliegt im Herbst fort, und nur hier und da sieht man einen solchen im Winter. Die Amsel, ebenfalls ein Schnelsenvogel, ist zwar auch gut zu essen, aber sie kommt den ersteren an Wohlgeschmak doch nicht gleich. Es giebt ihrer zwey Arten. Die Märzamsel ist halb so gros, als eine Taube, hat einen gelben Schnabel, ist ganz schwarz, hat lange Beine und einen langen und breiten Schwanz.

Schwanz. Sie hekt schon im März, und hält sich auch im Winter hier auf; doch fliegen ihrer viele im Herbst fort. Obgleich ihr liebster Aufenthalt das niedrige dike Gebüsch ist, so setzt sie sich doch gern im Frühjahr auf die Baumspizen, und singt ein schönes Frühlingsliedchen. Die zweite Art von Amseln unterscheidet sich von diesen dadurch, daß sie nicht ganz schwarz, sondern auf der Brust bräunlich geflekt sind, und keinen gelben, sondern einen schwarzen Schnabel haben, auch nicht so schön pfeifen.

Diese Vögel zu schiessen, kostet etwas zuviel Pulver und Bley; aber man kann sie in einer Vogelschneise fangen, die auf folgende Art gemacht wird: im Herbst, wann diese Vögelarten stark streichen, welches bey den ersten Reifen zu geschehen pflegt, nimmt man etliche hundert schwanke Ruthen, biegt sie in Driangel oder dreiekige Figuren zusammen, und dreht Schlingen von langen Pferds-Haaren. Zu jeder Schlinge nimmt man etwa sechs Haare. Mit einem Federmesser macht man in jedem Driangel oder Biegel einen feinen Riz, durch welchen man die Schlinge mit einem Ende, an

welchem ein Knoten geknüpft ist, durchsteckt, daß die Schlinge nicht durchgehen kann, sondern fest daran bleiben mus. Diese Schlinge wird nun rund herum gebogen, und etwa zwey Finger breit in die Höhe gemacht, so daß einer von den oben genannten Vögeln grade mit dem Kopf durch die Schlinge kommt, wenn er sich in den Biegel sezt. Diese Biegel hängt man in den Wald, oder noch besser in das Gebüsch, oder steckt jeden derselben in einen Baum mit einer daran gelassenen Spize in ein Loch, das man mit einem Nagelbohrer gebohrt hat. Jeder dieser Biegel mus von dem andern etwa zehen bis zwölf Schritte entfernt seyn. Hierauf werden an jeden Biegel unten rothe Vogelsbeeren, die auf grosen Bäumen wachsen, und die diese Vögelarten sehr gern fressen, fest angehängt, daß sie nicht leicht abfallen können. Kommt nun ein solcher Vogel in die Nähe eines solchen Biegels, so fliegt er nach diesen Beeren hin, bey welchen in der Nähe kein Aestchen oder so etwas seyn darf, darauf sich ein Vogel sezen könnte, und welche etwa mannshoch über der Erde angebracht sind; er sezt sich in den Biegel, steckt den Kopf durch die Schlinge, indem er nach

den

den unten hängenden Beeren reicht, und bleibt in der Schlinge mit dem Hals, bisweilen auch mit dem Fusse hängen, indem er wieder fortfliegen will. Der Vogelfänger geht täglich hindurch, nimmt die Vögel heraus, stellt die Schlingen wieder ordentlich, und hängt frische Beeren ein an denen Biegeln, wo die alten gefressen sind.

Von

Von verschiedenen anderen Arten wohlschmekender Vögel.

Die Kirschpiker sind ausnehmend wohlschmekend. Sie sind etwas kleiner, als Drosseln, haben dike Köpfe und ausserordentlich dike Schnäbel, womit sie Kirschkerne und Buchekern aufbeissen. Sie sind buntig geflekt und gestriekt. Ihr Geschrey ist ein reiner Pfiff. Sie fliegen oft einzeln, manchmal aber auch schaarenweise in den Wäldern herum, und sind ziemlich scheu, daß man ihnen nicht leicht beikommt. Wann die Kirschen zeitig sind, und auch hernach noch, wann nur noch Knöpfe und Kerne auf Bäumen hängen, fliegen sie gar häufig auf die Kirschbäume, und fressen Kirschen und Kerne, wo man

man ihnen auflauern, und sie bequem schiesen kann. Im tiefen Winter sieht man keine.

Die Goldämmer bleiben auch im Winter da, fliegen in die Höfe und auf die Miststätten, und suchen sich Fruchtkörner; aber in den wärmeren Jahrszeiten halten sie sich in den dichten Heken auf, wo sie auch nisten. Sie sind gar schön gelb, schmeken recht gut, und sind etwas grösser, als ein Sperling. Bey tiefem Schnee sezen sie sich haufenweise beisammen an den Orten, wo sie ein wenig Stroh oder Frucht finden, und dann können ihrer viele in einem Schuß erlegt werden mit der dünnsten Sorte von Schrot.

Von

Von einigen minder wohlschmekenden Vögelarten.

Die wilden Tauben, sowohl die Turteltauben, als die Holztauben und Ringeltauben, lassen sich zwar auch noch geniesen, besonders wenn sie noch jung sind; aber sie kommen den erstgenannten Vögelarten nicht völlig gleich an Güte des Geschmaks. Die Turteltauben nisten in den Heken, aber die Holztauben und Ringeltauben in die holen Bäume meistens zwey Jungen. Die Turteltauben sind etwas kleiner, als die zamen, und von buntiger Farbe, die Holztauben sind eben so gros und blau, die Ringeltauben noch einmal so gros, und blau mit weissen Federn auf den Flügeln und um den Hals. Sie nähren sich allesammt von Frucht, und fliegen gegen den Winter schaarenweise fort, die Turteltauben früh, die Holztauben und Ringeltauben

tauben etwas später, und können in den Feldern und Wäldern zwar manchmal leicht erschlichen und geschossen werden, aber doch am leichtesten an den obengenannten Kasten, mit Leimen, Salz und Anis angefüllt, die für die Rehe und Hirsche bereitet werden, um sie daran zu schiesen, auch um sie gesund zu erhalten und ihnen dieselbige Gegend zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen. Daran kommen auch die Tauben den ganzen Tag, besonders häufig aber des Morgens bey Sonnenaufgang.

Die Spechtarten lassen sich auch noch essen, welche allesammt auch im Winter da bleiben, und sich von allerley Insekten nähren, welche sie unter der Baumrinde finden. Die Azelspechte sind beinah so gros, wie Drosseln, die Grünspechte sind etwas grösser, die Azelspechte sind weis, roth und schwarz gesprengt, die Grünspechte sind grün, und haben rothe Federn auf den Köpfen. Sie halten sich immer an den Bäumen auf, an deren Stämmen sie hinauflaufen, und mit ihren starken Schnäbeln wider die Baumrinde schlagen, daß die verborgenen Insekten zum Vorschein kommen. Sie heken in die holen Bäume gar viele Jungen.

Die

Die Sperlinge sind zwar eine harte Speise, aber für einen grosen Liebhaber von Vögeln doch noch geniesbar, wenn sie fett sind. Sie fliegen in grosen Schaaren in den Feldern, und im Winter in den Höfen, wo man viele in einem Schuß bekommen kann. Sie heken an den Gebäuden, in deren Nähe sie sich auch allezeit aufhalten. Sie fressen Frucht, und thun vielen Schaden, wo sie nicht vertilgt und vermindert werden.

Die Staaren sind so gros, wie Drosseln, und schwarz mit weisen Flekchen. Sie halten sich in den Wiesen und Feldern theils einzeln, theils in ungeheueren Schaaren auf, und heken viele Jungen in holen Bäumen, fressen Grassaamen, kleine Insekten und Raupen in den Gemüsäkern, und können nur dem wohlschmeken, der ein groser Vogelliebhaber ist. Sie pfeifen sehr munter, indem sie auf hohen Bäumen sizen, werden sehr alt und haben ein zähes Leben. Diese Vögelarten lassen sich noch zur Noth geniesen, und verdauen sich wenigstens leicht, wenn gleich ihr Geschmak nicht sehr gut ist; aber die übrigen Vögelarten, die hier zu Lande noch ausser diesen genannten gefunden werden, sind nicht werth, daß man ihnen nachstelle, und sie schiese.



2)

Die Kunst
sich die
zur Jagd und zum Vogelfang
nöthigen Netze
selbst zu verfertigen.

Ein Jagdbuch
zum Nutzen und Vergnügen
für
Jäger und Jagdliebhaber.

Mit Kupfern.

Leipzig,
bei Friedrich Leopold Supprian.
1802.

Vorbericht.

Die verschiedenen Arten der Jagd erfordern auch verschiedene Werkzeuge, ohne welche es nicht möglich ist, das Wildpret entweder todt oder lebendig zu fangen. Man erlegt zwar mit Pulver und Blei vieles Wild und allerhand Raubthiere; allein manche unter ihnen sind so scheu, daß sie den Schützen nicht an sich kommen lassen, folglich muß man

auf andere Mittel bedacht seyn, sie hab-
haft zu werden. Ueberdieß erreicht man
seinen Zweck nicht immer sicher durch
Hülfe des Schießgewehrs. Man hat
deßhalb verschiedene Werkzeuge erfun-
den, dahin denn besonders die Garne
und Netze gehören, und dem Jagd-
Liebhaber eine beträchtliche Menge Vor-
theile gewähren. Die Kunst eines Jä-
gers wird sehr beschränkt, wenn er
nichts weiter versteht, als sein Schieß-
gewehr zu gebrauchen. Wie unange-
nehm, ja wie beschwerlich muß es dem
Jagd-Bedienten seyn, wenn die Raub-

und Stoß-Vögel, die er mit der Flinte nicht erreichen kann, ihm die Haasen und Hühner vor dem Angesichte wegstoßen; dahingegen wie leicht und angenehm muß es ihm werden, wenn er seine Stecke-Netze, seine Schnee-Haube zu gebrauchen weiß, um Hühner und Geflügel allerlei Art zu fangen. Ein solcher Mann erwirbt sich nicht nur die Gunst und Gewogenheit seiner Herrschaft, sondern er befördert auch auf mancherlei Art seinen Vortheil, indem er sich mancher Strapatzen durch vieles Laufen und Rennen überhebt, Pulver

und Blei, das jetzt überdieß in einem hohen Preise steht, erspart, und außerdem noch manche Vergnügungen dabei genießen kann.

Es ist also in mehr als einer Hinsicht nothwendig, daß der Wildschütze bey seinem Schießgewehr, sich auch des Gebrauchs der Netze und Garne befleißigen lerne. In dieser Absicht habe ich nun in diesem Buche denjenigen eine kurze, doch hinlängliche Anweisung geben wollen, welche sich dergleichen Werkzeuge bedienen möchten.

Die ersten Handgriffe des Strickens habe ich nicht gezeigt, weil man diese sehr leicht von jedem Frauenzimmer, welches strickt, erlernen kann, und überdieß läßt sich das nicht so leicht beschreiben, als man es sehr leicht durch wenig Aufmerksamkeit erlernt. Ich schmeichle mir übrigens, daß diejenigen, die weder Unterricht in der Verfertigung dergleichen Werkzeuge genossen, noch so viel Aufwand machen wollen, sich solche anzuschaffen, sehr leicht ihre Wünsche werden befriedigen können. Man hat noch andere Arten von Vogel-Netzen und Garnen, die hier angeführt

werden könnten; aber da dieselben heut zu Tage nicht mehr in Gebrauch sind, und auch manche Thiere unsere Gegenden verlassen haben, so würde es nur unnütze Weitläuftigkeiten verursachen, und den Preis des Buches ohne Ursache erhöhen. Die Fallen für Iltisse, Marder, und die Sprenkel sind zu bekannt, als daß man sie hier erst weitläuftig beschreiben sollte.

Ueber

Ueber das Netzstricken.

Hirsch=Netze.

Die Hirsch=Netze braucht man, um damit Hirsche einzufangen, und solche entweder zu transportiren oder was man damit thun mag. Ein Hirschgarn muß hundert Schritt busenreich stellen, und daher, wenn es ausgedehnt wird, hundert und funfzig Schritt halten, den funfzigsten Schritt stellen sich die Busen ein. Es wird zwanzig Maschen hoch gestrickt, und die Masche muß von einem Knoten zum

andern achtzehn Zoll halten. Es muß völlig vier Ellen hoch stellen, und dazu gezwirnte Leinen, ohngefähr eines Fingers dick, gesponnen werden; desgleichen eine Ober- und Unter-Leine, eines guten Fingers dick. Dazu werden auf hundert Schritt zehn bis zwölf Furcheln gebräucht und feste in die Erde gestoßen. Sie kosten bey weitem nicht so viel als die Tücher, und sind leichter fortzubringen. Man pflegt auch damit die Hirsche bloß einzustellen, in dem Falle werden sie nicht busenreich, sondern straff gestellt.

Wild-Garn.

Diese sind schlechter als jene, stellen aber eben so lang, sind auch leichter und wohlfeiler. Sie stellen nur achtzehn Ma-

schen hoch und werden nur zum Fangen auf Kuppeln gebraucht.

Reh = Netze.

Die Reh = Netze werden zwanzig Maschen hoch gestrickt, wo jede Masche von einem Knoten zum andern sechs Zoll hat; sie werden gerade fortgestrickt, und so ein Garn muß wenigstens fünfzig Klaftern halten, denn es darf nicht straff gestellt werden. Erstlich wird eine Leine durch die obere und untere Seite gezogen, daran kommen von drei zu drei Ellen Ringe, die gleich mit eingezogen werden. Diese Netze werden nicht straff, sondern busenreich gestellt. Bloß die Ober = und Unter = Leine wird etwas straff von einem Pfahl zum andern angezogen, und das Netz mit den Ringen daran gereihet, so daß man die

Ringe hin und her schieben kann. Ein Netz, das funfzig Klaftern lang ist, muß bis auf dreißig Klaftern oder bis auf hundert Schritt gestellt, alle Ringe zwischen jedem Feld in gleicher Weite an der Ober- und Unter-Leine geschoben werden. Die Furcheln hierzu sind so beschaffen, daß sie oben einen eisernen oder hölzernen Polzen haben, der nicht krumm, sondern gerade von dem Pfahle auswendig absteht, damit wenn ein Reh davor prallt, solches das Netz oben und unten von der Furchel ab, und über sich zusammen werfe. Durch das Schlagen und Springen verwirrt sich das Reh in das Garn, und man springt gleich zu, löst es aus und stellt die Garne wieder auf. Eben so kann man auch Haasen, Frischlinge, Roththiere ꝛc. darinnen sehr gut fangen. Diese Garne werden von zwölf Faden vierschäftig gesponnen, daß sie wie ein starker Federkiel dicke seyn.

Haasen-Netze.

Diese sind verschieden, sie werden eben so gestrickt, wie die Reh-Netze, aber es wird dazu nur starker Bindfaden genommen, und die Maschen müssen von einem Knoten zum andern drei Zoll weit seyn. Man strickt sie auch nur funfzehn Maschen hoch, und stellt gewöhnlich funfzig Klafter. Es muß daher ein Garn siebzig Klafter lang seyn. Manche stellen sie so, daß wenn der Haase dawider fährt, das Netz mit sammt den Furcheln über ihn herfällt. Die Furcheln werden deswegen ganz leicht in die Erde gestellt. An den den Ecken steht einer, der hilft das Netz gleich mit umwerfen, wenn der Haase davor prallt, sonst aber hat man sie auch wie die Reh-Netze gestellt. Es ist gut, wenn in der Gegend der Mitte des Netzes sich noch einer oder ein paar Männer verstecken, die theils die Haasen gleich auslösen und

wieder aufstellen; theils auch die Haasen, die ihm von der Seite vorbeilaufen wollen, durch Klatschen, Rufen und dergleichen erschrecken, damit sie desto unvorsichtiger in die Garne fahren.

Lausch-Netze.

Diese sind nichts anders als Haasen-Netze. Man braucht sie auf folgende Art: Will man des Abends damit fangen, so muß man den Wind in Acht nehmen, daß er nicht vom Zeuge zum Holze ziehe, und die Lausch-Netze weit vom Holze anstellen, jedoch dem Paß gegenüber. Von den beiden Ecken der Netze aber verlappt man mit Federlappen auf beiden Seiten nach dem Holze zu, damit der Haase nicht auf der Seite hinaus rutscht. In der Mitte dieses eingestellten Platzes ohn-

gefähr steckt man zwei Stangen ein, in einer Entfernung von funfzig oder sechzig Schritten, nach dem der Platz breit ist, an diese Stangen bindet man eine Leine, welche bis dahin reicht, wo man sich versteckt hält, damit man rucken kann. An diese Leine werden Schellen oder irgend etwas gemacht, was lärmt; sobald nun der Haase aus dem Holze kommt, sieht er auf beiden Seiten in der Entfernung die Federlappen blenden; er geht also gerade fort, nach dem Netze zu, das er so leicht nicht siehet. Sobald er unter der Leine vorbei ist, läßt man die Leine hinterher von der Stange herunterfallen, damit die Schellen Lärm machen; der Haase macht schnell fort, sieht nicht vor sich und fällt in die Netze. Will man aber früh vor dem Holze Haasen fangen, so muß man die Lausch-Netze kurz vor das Holz bringen und von beiden Seiten her verlappen; wenn

nun der Haase zu Holze rückt, so läßt man ihn erst unter der leine weg, erschreckt ihn hinterher, er fährt geschwinde zu Holze, kommt aber in die Netze. Diese Netze sind an den Grenzen gut zu gebrauchen; man kann auch statt der Schellen sonst ein Getöse machen, als pfeifen, hinter ihm werfen, wie es die Gelegenheit am besten giebt.

Kaninchen = Netze.

Diese werden von feinem Bindfaden gestrickt, sie werden zwölf Maschen hoch gestrickt und müssen zwölf Schritt stellen. Die Maschen sind dritthalb Zoll weit. Es müssen zwei Garne gestellt werden, diese stellt man vierekigt mit Spießen, wie ein Treibezeug auf. Ferner wird eine Haube von Bindfaden gestrickt, wie ein Treibe=

zeug, sie muß aber vorn nur einen Reif haben. Diese Haube macht man an einen kurzen Stiel, wie ein Fischhamen. Hiermit bedeckt man den Bau, wenn das Frettchen hinein ist, so werden sie bald heraus in die Haube fahren. Man kann sie auch mit Stecke-Netze fangen, es müssen da aber die Spiegel-Netze die Weite haben, daß ein Kaninchen ziemlich durchfahren kann. Das Spiegel-Netz wird sechs Maschen hoch. Das Inngarn aber muß enge und zwanzig Maschen hoch gestrickt werden, sechs bis acht Klafter lang, je länger je besser. Es wird eben so ein Gebäude, wie die Stecke-Netze zu Hühnern.

Dachs-Haube.

Diese wird gebraucht, die Dachse damit im Bau zu fangen. Man nimmt

einen eisernen Ring fünf Zoll im Durchschnitt. An diesen Ring fängt man an zehn Maschen aufzustricken, man strickt immer fort und giebt auf jedesmal Herumstricken eine Masche zu, bis die Haube gegen drei bis vier Ellen lang ist. Sie muß aber auch verhältnißmäßig weiter seyn, da jedesmal eine Masche zugenommen worden. Die letzten Maschen müssen an eine Leine gereihet werden, die ein paar Klaftern lang ist. Zum Dachsfang muß man wenigstens ein paar Hunde haben. Der Fang wird folgendermaßen gemacht. Man muß des Abends zuvor jemand nicht weit vom Bau stellen, auf einen Baum oder sonst an einen verborgenen Ort, welcher Achtung giebt, wenn der Dachs herausgeht, denn man kann des Nachts die Fährt nicht gut sehen. Sobald er heraus ist, werden die übrigen Röhren verstellt und die Haube mit dem eisernen Ringe so weit als

möglich in die Röhre hinunter gesteckt, das weite Ende aber wird auswendig mit der Leine vor die Röhre mit Hefteln feste gesteckt. Hierauf geht man mit dem Hunde fort und sucht ihn auf, sobald der Dachs gejaget wird, eilet er nach dem Bau zu und fährt in die Haube hinein, und die Haube zieht sich hinterher an der Leine zu. Im Fall aber zwei Dachse hinein wollten, so fährt der andere in die zweite Röhre, den man denn auch fangen kann, wenn man ihn zugleich mit einer Haube verlegt hat. Man muß übrigens gleich bei der Hand seyn, ehe der Dachs die Haube zerbeißt. Eben so kann man auch die Füchse fangen, wenn man die Baue mit Haasen-Netzen rund herum versteckt. Wenn sie schon darinnen sind, alsdenn läßt man einen Dachshund hinein, der die Füchse bald zur andern Röhre heraustreiben wird, daß sie in's Netz prallen und

sich fangen, oder man begrüßt sie mit der Flinte.

Stoßgarn.

Die Stoßgarne sind bei Fasanerien und überhaupt bei Gehegen äusserst nothwendig, weil sich die Stoßvögel daselbst sehr vermehren. Um diesen Abbruch zu thun muß man allerlei Stoßgarne haben. Die erste Art, Stoßvögel zu fangen, ist diese: Man strickt ein rundes Garn, welches man mit acht Maschen anfängt, die Enden zusammenstrickt und das erste Mal herum zwei Maschen, das dritte Mal vier, und so fort zunimmt; wenn man jedesmal zweimal herum gestrickt hat, nimmt man ein grösseres Strickholz, damit das Garn mehr Weite als Tiefe bekomme und etwas sackigt werde. So strickt man fort, gleich

jedesmal in der Rundung vier Maschen zu, auf jedes Viertel eine Masche. Vorher aber sucht man zwei Weiden- oder Hasel-stöcke, welche vier Ellen lang sind und sich gut biegen lassen, diese schält man und biegt sie beide in einen halben Zirkel accurat, bohrt an beiden Seiten Löcher durch und zieht ein Leinchen durch, mit welchem man jeden Stock halbmondförmig zusammen-biegt und befestigt, bis er trocken wird und die Biegung behält. Bleibt der Bügel gebogen, so ziehet man die Leine wieder heraus, und bindet mit derselben die Enden beider Bügel zusammen, doch ganz locker, daß man sie wie ein Fuchseisen aus einander breiten kann. Nun wird das Garn darauf gelegt und untersucht, ob es die Weite und Breite hat, daß es an den Bügeln herumgeschnüret werden kann. Es muß aber nicht straff, sondern ganz locker und busenreich bleiben. Hierauf schnürt

man das Garn mit einem guten Bindfaden rund herum an die Bügel an, so daß der Sack in der Mitte hängt. Dies wird folgendergestalt aufgestellt. Man macht in die Gegend, wo man fangen will, eine Höhlung von ohngefähr einem Schuh tief in die Erde, welche nicht gleich senkrecht, sondern von dem Bügel her anfängt wie ein Kessel. Dieses geschieht deswegen, damit der Stoßvogel etwas tief stoßen muß, und die Bügel desto besser über ihn schnellen. Diese Bügel werden nun auf der Erde ausgebreitet und an den Leinchen Tab. 6. aa. wo sie beide mit den Enden zusammen gebunden sind, durch einen Hefteel auf beiden Seiten in die Erde fest geschlagen, aber so, daß sie oben zusammenschlagen können, das Garn wird rund herum etwas unter die Bügel geschoben, damit dieselben desto leichter aufschlagen können. In der Mitte eines jeden Bügels wird ein Leinchen an

gebunden, welche oben zusammengeknüpft werden. Einige Schuh davon wird ein Schnellstock b. in die Erde gesteckt, herunter gebogen und die beiden Leinchen daran befestiget. Es wird ferner so aufgestellt: Man nimmt zwei Pfähle drei Zoll stark und drei Viertel-Elle lang, schneidet eine Scheere eine Viertel-Elle tief ein und schnitzt eine Zunge dazu mit einem Widerhaken, welche in der Mitte ein Loch hat und in der Scheere mit einem Polzen fest gemacht wird, daß man sie aber in der Scheere herumdrehen kann; an das unterste Ende der Zunge bindet man einen Faden zum Stellen. Alsdann schlägt man diese Pfähle einen jeden gerade auswendig vor die Mitte der Bügel, so, daß der Haken an der Zunge die Bügel auf der Erde hält, ohngefähr wie ein Tellereisen. Die beiden Faden von der Zunge zieht man unter dem Garn weg und in der

Mitte des Garns durch, dd. und bindet Geschneide oder sonst einen Fraß an e., nachdem die Raubvögel ziehen, jedoch etwas straff. Man drückt die Bügel mit der Schnellstange auf die Erde und hängt sie unter die Zunge, so ist es aufgestellt. Kommt nun ein Stoßvogel und stößt nach dem Fraß, will ihn mit fortnehmen, so reißt er die Stellung los und die Bügel schnellen über ihn zusammen. Hiermit kann man auch Krähen und allerlei Raubthiere fangen. Das Garn sammt den Bügeln aber muß entweder mit Sand, Laub, oder im Winter mit Schnee bedeckt werden.

Eine andere Art.

Man strickt ein Garn zwanzig Maschen hoch folgendermaßen: man fängt mit

mit einer Masche an und nimmt zu, so oft man einmal herum gestrikt hat, bis auf zwanzig Maschen, alsdann strickt man einige vier oder fünf Klafter fort, nimmt an einer Seite zu, an der andern ab. Wenn dieses Garn fertig ist, muß es in der Breite, wenn es aufgestellt wird, beinahe mannshoch seyn. Dieses Garn wird mit vier mannshohen Stäben ins Viereck aufgestellt. Erst steckt man die Stäbe bloß mit den Maschen busenreich, nicht straff, um die Stäbe herum, in welchen oben und unten Laschen geschnitten sind. Die Stäbe müssen ganz locker in der Erde stecken, und nur so feste, daß der Wind sie nicht umwirft. Inwendig wird eine Taube an einen Pfahl geheftet, daß sie aber nicht sehr flattern kann. In der Hälfte der Stäbe werden von einem Stab zum andern, übers Kreuz Bindfäden ganz locker gebunden. Wenn nun der

Geyer nach der Taube stößt, so stößt er entweder auf der Seite durch die Garne, welche gleich über ihn herfallen, oder sollte er oben herein kommen, so trifft er doch die übers Kreuz gespannten Fäden und reißt auch die Garne über sich her. Im Winter, wenn Schnee liegt, muß man eine blaue Taube nehmen, im Sommer eine ganz weiße. Die Garnen werden von grobem Zwirne gestrickt, die Maschen von einem Knoten zum andern sind vier Zoll weit.

Noch eine andere Art.

Man strickt vier Wände, jede drey Klafter lang und auch zwanzig Maschen, zu vier Zoll Weite, hoch, zieht oben und unten durch die Säume ein Leinchen, wor-

an alle zwölf Zoll Ringe eingezogen sind, und stellt damit auf diese Art. Man bohret in jeden Stab oben und unten, so hoch das Garn stellt, ein Loch. Man steckt die zwey Stäbe eine Klafter weit aus einander, zieht Leinchen oben und unten von einem zum andern durch, und hängt das Garn mit den Ringen oben und unten an die Leine. Man schiebt die Busen auf beyden Seiten der Stäbe an, so daß es in der Mitte etwas straff steht. Mit den andern drey Wänden wird es eben so gemacht. Es gehören darzu acht Stäbe. Es wird eben so aufgestellt, inwendig wird eine Taube befestiget. Wenn nun der Stoßvogel nach der Taube stößt, und wider die Wand fährt, so fährt er mit dem Garn eine Ecke nach der Taube hin, und die Busen ziehen sich hinterher an der Leine zusammen, welche vermittelst der Ringe sehr leicht und geschwind an den Lei-

nen fortlaufen. Daher fällt nur eine Wand um, in welcher der Stößer gefangen ist, die andern Wände stehen noch, und kann damit noch einer gefangen werden. Aber die Wand muß so fallen, daß die Taube nie frei sitzt, sondern daß das Garn mit über die Taube herfällt, damit nicht etwa ein anderer Stößer neben den drei noch stehenden Wänden hinein stößt und die freiliegende Taube schmaußt. Man muß aber dergleichen Stoßgarne fleißig besuchen, sonst fängt man nicht viel. Mancher Fang geräth auch nicht allemal.

Ein Habichtskorb.

Die dritte Art Stoßgarne nennt man Habichtskörbe. Man fängt damit allerlei Stoßvögel. Sie werden an den Ecken

der Hölzer oder an den Brahnen wo das Federwildpret liegt, aufgestellt. Man verfertiget sie folgendermaßen: es wird dazu eine Säule von sechs bis acht Ellen lang, an den Orten wo man fangen will, in die Erde gestoßen, worauf der Korb befestiget wird. Alsdenn läßt man ein Bret machen, welches eine und eine halbe Elle lang und breit ist, wie auf der Kupfertafel Tab. 7. zu sehen. In dieses Bret werden an allen vier Ecken, Säulen zwei Zoll stark und ein und eine viertel Elle hoch eingezapft, wie bei B. zu sehen ist. Diese Säulen werden einmal in der Mitte und einmal oben mit Querbändern cc. verbunden; das unterste Behältniß ist für die Taube, das oberste für den Stößer. Um diesen Korb herum wird ein Garn gestrickt, welches von starkem Bindfaden ist, und so hoch, wie die Säulen gespannt werden kann. Es wird an drei Säulen

mit Nägeln befestiget, an der vierten Säule aber bloß angehängt, daß man den Korb auf und zumachen kann. Auf die mittelsten Querbänder wird ein Gitter von Drath genagelt, damit der Stößer nicht zur Taube kommen kann, jedoch darf das Gitter nicht zu enge werden. Bindfaden darf hierzu nicht genommen werden, weil er nachgiebt und der Stößer ihn durchbeissen möchte. Dieses Gitter sieht man auf der Kupfertafel bey C. wo es auf die mittelsten Querbänder aufgenagelt ist. An den zwei obersten gegenüberstehenden Querbändern wird an beiden Ecken bei d d. ein eisernes Stäbchen von einem Querband zum andern eingefälzt, jedoch so, daß man sie herausnehmen kann, sonst aber müssen sie fester liegen. Oben darüber wird eine Decke gestrickt, welche von einem Stab zum andern reicht, und den Korb bedeckt. Diese Decke wird von starkem

Bindfaden spieglicht gestrickt, damit auf beiden Seiten ein Saum entsteht. In diese beiden Säume wird eine Leine eingezogen, woran auf jeder Seite acht Ringe kommen, damit das Netz an die Stäbe aufgespannt wird. Die hintere Seite des Netzes wird auf das Querholz aufgenagelt, die vordere Seite aber an ein hölzernes Stäbchen geschnüret, welches von einem Ringe zum andern reicht. An den ersten Ring auf jeder Seite wird eine Leine angebunden, woran Gewichte gehangen werden. Diese Ringe müssen sich aber sehr leicht an den Stäben hin und her bewegen. Auf die vordersten Querhölzer, wo die Leinen darüber weglaufen, werden kleine Rollen angebracht, wie auf der Kupfertafel zu sehen, worauf die Leinen mit den Gewichten sehr leicht und behende laufen. Wenn man den Korb aufstellen will, so thut man zuerst in das unterste

Jach eine Taube nebst Futter und Saufen, und mache das Garn an den Säulen wieder fest zu. Hierauf wird das obere Netz mit den Ringen an den Stäben nach der Seite zurückgeschoben, wo es aufgenagelt ist, wie bei dd. Es gehören ferner zur Stellung drei Stück Holz, als ein kurzes Stück, g. welches vor das zurückgeschobene Netz gestellt und bis an das mittelste Querholz reichen muß, sodann ein langes Holz e. welches nicht ganz die Breite des Korbes hat. Dieses Holz wird gegen das Holz g. das Holz ff. aber der Quere gegen das Holz e. gestämmt. Die ganze Stellung sieht man deutlich in dem Korbe unter den hier benannten Buchstaben. Die Stellung muß nicht zu feste und nicht zu locker seyn, damit solches, wenn der Stoßvogel darauf anfußt, von ihm von dem Querholz ff. abgetreten werde, das kurze Holz g. von dem zurückgeschobe-

man Garn absasse und die Gewichte hassse- be über den Stößer wegziehen. Aber die Stellung muß doch einigermaßen Festig- keit haben, daß sie von Wind und Wetter nicht selbst losschlägt, oder wenn der Stö- ßer sich erst auf den Korb setzte, und nicht gleich auf die Stellung, so darf diese noch nicht wanken; den Grad der Festigkeit muß der Jäger daher selbst bestimmen können. Dergleichen Körbe muß man ei- nige haben, so kann man damit viel Zeit, Pulver und Blei ersparen, und die Raub- vögel nehmen gewaltig damit ab. Damit aber der Raubvogel nicht auf der Seite, wo das Garn zurückgeschoben, anfußt, und in das Garn greift, so thut man sehr wohl, wenn man eine Leiste über das zu- rückgeschobene Netz auf die beiden Säu- lenköpfe aufnagelt, worunter das Deck- netz sicher ist. Die Gewichte kann man selbst hierzu bestimmen, daß sie nur nicht

zu schwer sind, und dem Garne einen Ruck geben, daß es irgendwo losgehen. Der Korb wird oben auf die Säule aufgenagelt. Manche fangen auch die Stoßvögel in diesem Korbe ohne Deckenetz und Gewichte. Sie machen sechs bis acht Schleifen über die Oeffnung, so daß allemal eine Schleife auf die Hälfte der andern kommt, wie Dohnen-Schleifen, man muß aber darzu viel Pferdehaare haben. Es ist aber diese Methode nicht so sicher, als jene, denn der Wind macht oft viel Unheil mit den Schleifen.

Den Stoßvogel auf dem Horst zu fangen,

legt man an die Aeste neben dem Neste verschiedene Schleifen, über und um den Horst. Wenn er nun zu Horste

fliegt, so tritt er in die Schleifen, und zieht sie zusammen und kann nicht wieder fort.

Klebgarn zum Lerchen=Fang.

Die Klebgarne sind zwar kostbarer und weitläuftiger als die Tagenetze, es werden aber auch viel mehr Lerchen damit gefangen, als mit jenen. Diese sind sehr stark im Gebrauch, werden hie und da noch häufig angeschafft. Ein solches Klebgarn bestehet aus acht Wänden Tab. 1. Fig. 1. Sie werden folgendermaßen gestrickt; man fängt mit einer Masche an, wirft sie ab, und strickt wieder nur eine, wirft sie wieder ab, und so fort, bis man sieben hundert Maschen hat. Die erste Reihe muß von starkem dreidräthigem

Zwirn seyn, weil sie widerhalten muß. Ist die Zahl voll, so strickt man noch eine Reihe an dieselbe, nachdem man alle die sieben hundert Maschen aufgereihet hat, so daß zwei Reihen von starkem Zwirn sind; alsdann nimmt man schwächern Zwirn und strickt noch sechs und dreißig mal herum, darnach strickt man wieder wie oben zwei Reihen von starkem Zwirne; die Maschen müssen von einem Knoten zum andern zwei und einen halben Zoll weit seyn. Dieses Netz muß aber von oben herunter gestrickt werden, nämlich nach der Länge, nicht aber nach der Breite, es müssen allemal sieben hundert Maschen, nicht aber vierzig gestrickt werden, denn die Lerche fänget sich allemal besser in solchen Garnen, die oben herunter gestrickt sind, weil die Maschen besser zusammen halten, und die Lerche mit den Flügeln nicht leicht durchflattern kann. Wenn dieses fertig

ist, so ziehet man oben durch die starke Reihe guten Bindfaden, woran allemal eine Elle weit von einander ein Ring mit eingezogen wird, so daß allemal zwölf Maschen zwischen zwei Ringen kommen.

Es ist am besten, man nimmt zu dem obersten Bindfaden noch eine Leine, welche links und rechts gezwirnt ist, denn diese laufen im Wetter nicht zusammen. Die Leine wird bloß durch die Ringe gezogen, daß das Garn an dieser Leine hin und her gerichtet werden kann. An beiden Enden der Leine so wie auch am Bindfaden werden Schlingen gemacht, daß man sie an die Ringe anschlingen kann. Je mehr Wände man dazu haben kann, desto besser fängt sich die Lerche, denn man braucht nicht so enge zusammen zu treiben, die Lerche fliegt auch besser in diese, wenn aber die Wände zu kurz sind, so gehen

sie oft stark neben den Flügeln hinaus. Was hier beschrieben worden, das heißt ein Garn, und solche Garne gehören funfzehn Stück in eine Wand, acht Wände aber zu einem Lerchennetze. Zu einer jeden Wand gehören sechzehn Stangen, wovon die in der vordersten Wand fünf und einen halben Fuß, die in der zweiten Wand aber um 3 bis 4 Zoll länger, und so fort durch alle acht Wände müssen allemal die Ringe in der darauf folgenden Wand drei Zoll länger seyn; die ersten zwei Wände werden acht Schritte aus einander, die andere und dritte zehn Schritt, die dritte und vierte funfzehn Schritt, die vierte und fünfte zwanzig Schritt, die fünfte und sechste dreißig Schritt, die sechste und siebente wieder zehn Schritt, die siebente und achte auch zehn Schritt weit gestellt. Die Wände werden übrigens so gerichtet, daß die Reihen derselben

aus Mittag nach Mitternacht stehen, denn
die Lerche muß von Abend gegen Morgen
zu getrieben werden, und zwar deswegen,
weil es gegen Morgen am dunkelsten ist,
wenn es Abend werden will. Ferner an
einem Berge dürfen die Wände auch nicht
gerichtet seyn, sondern sie müssen allemal
ins Sommerfeld gestellt werden, wo stets
vor den Wänden Stoppeln stehen. Das
war das, was im Betreff der Gegen-
stände zu merken ist. Die Stellung selbst
wird so verrichtet; man stößt eine Stange
in die Erde, hängt das Garn daran und
macht erst die Stange mit einer Wind-
leine a. feste. Es wird nämlich oben an
der Stange eine Leine angebunden und
mit einem Pfahl b. wie bei einem Zelt
eine Ecke davon, jedoch mit der Wand in
gerader Linie, in die Erde eingeschlagen.
Diese Leine, woran das Netz gehangen
wird, muß sehr lang seyn, so lang wie eine

Wand. Mit dieser Leine gehet man auf der Linie fort, stößt am Ende des Garns wieder einen Pfahl in gerader Linie mit jener, schlägt die Leine ein paarmal darum und geht weiter, so weit die Leine langt; den letzten Stab befestiget man wieder mit einer Windleine C.; diese Leine muß aber überall so straff gezogen werden als möglich, und alles in ganz gerader Richtung seyn. Alsdann wird das Garn zur vordersten Wand angemacht, und alles richtig eingetheilt. Nachdem die erste Wand durch alle funfzehn Garne gestellt worden, wird die zweite Wand acht Schritt zurück von der ersten Wand um ein halbes Garn weiter herausgestoßen, so daß die Wechsel der Stange auf die Hälfte des Garns der ersten Wand treffen, die dritte Wand wird auf der andern Seite ebenfalls vom zweiten wieder um ein halbes Garn herausgestoßen, und so fort, damit das,

was

was bei den Wechseln durch die Stangen oder darüber fliegt, sich auf der andern Seite wieder fängt. Ferner gehören zu dem Treiben eine Menge Leinen die ohngefähr achthundert Klaftern halten und einen halben Zoll stark seyn müssen. Diese Leinen sind in zwei Hälften getheilt, wovon jede Hälfte auf einen Haspel gewickelt ist, welchen man an beiden Ecken befestiget, und wenn man gegen Abend das Treiben losgehet, so nimmt man 2 Pferde, eins auf den rechten, das andre auf den linken Flügel; nachdem man den Anfang jeder Leine an das Pferd feste gemacht hat, so reitet der eine links, der andere rechts von dem Garne auf dem Felde hinaus und so wird die Leine von dem Haspel abgewickelt. Es müssen aber auf jedem Flügel von Distance zu Distance Burschen an den Leinen seyn, die solche in die Hand nehmen, daß sie nicht

an Steinen und Büschen hängen bleibt. Endlich kommen beide Pferde eine große Strecke von dem Garne unten in der Mitte wieder zusammen, und hier werden die Leinen wieder zusammen gebunden und die Pferde an die andern Ecken der Leine gebunden und so wieder nach dem Garne zu getrieben, wo die Burschen immer von Distance zu Distance die Leine schleppen und nachhelfen. Die Richtung der beiden Pferde aber wird nach dem Garne zu genommen. Das Treiben selbst wird so verrichtet: Es muß ohngefähr eine Stunde vor Sonnen Untergang der Anfang gemacht werden und zwar ganz langsam, damit die Lerche nicht wild gemacht wird, denn wenn sie schwärmt geht sie wieder zurück. Hat man die Lerchen vor die Wände gebracht, so muß man still halten. Sobald sich nun der Abendstern sehen läßt, treibt man vollends,

ein. Die Leinen werden immer an den Flügeln der Wände hinausgezogen, und immer ein Bogen gehalten, bis die Leinen ganz antreffen. Man darf auch nicht zu spät eintreiben, sonst geht die Lerche in die Höhe. Sind sie eingetrieben, so eilt man, sie gleich aus den Wänden ordentlich auszulassen, man muß sich aber in Acht nehmen, daß man die Garne nicht zerreißt. Wenn man fertig ist, reihet man die Garne zusammen, dreht sie etwas und so durch jede Wand, und steckt jede Wand in einen Sack. Man hat in diesen Klebgarnen auch noch einige Veränderungen, man trifft diese Art auch so an, daß die zwei vordersten Wände bloß aus zwei Garnen bestehen, folglich keine Wechsel haben. Es werden damit mehr Lerchen gefangen, weil keine Wechsel darinnen sind, wo sie durchkommen können. Aber es erfordert auch eine ganz behut-

same und geschickte Stellung, denn wer es damit versiehet, kann während dem Stellen die ganze Wand zerreissen. Auch hat man noch Spiegelgarne dabei, die aber zu kostspielig sind. Bei windigtem Wetter sind sie sehr gut.

Nacht - Netze.

Die Nacht-Netze werden folgendermaßen gestrickt. Man fängt mit einer Masche an, strickt spieglicht, bis man fünf hundert Maschen hat. Man giebt rechts alle Mahl eine Masche zu, und nimmt links eine ab und so strickt man acht hundert bis tausend Mahl durch, so ist das Netz fertig und muß länglich viereckigt seyn. Man ziehet nun an jeder Seite Leinen durch und an den beiden kurzen Enden werden glatte gerade Stan-

gen angebunden und das Netz ordentlich daran befestiget; von einer Stange aber zur andern über Eck wird unter dem Netz weg ein Faden gezogen so über's Kreuz, damit das Netz etwas auf diesem Faden ruhet und nicht auf den Stoppeln hängt. Hierzu gehören zwei Männer, davon jeder das Netz an der Mitte der Stange mit einem eisernen Haken trägt, den er an einem Riemen am Halse hängen hat, damit die Stange bei dem Fang gleich aus dem Haken gehoben werden kann. Diese Leute müssen leises Gehör haben, hurtig und geschwind seyn und ganz still über die Stoppeln ziehen. Je dunkler es ist, desto besser ist der Fang. So bald Lerchen unter dem Garn auffliegen, ruft man deckt, so fällt das Garn nieder und man gehet darauf und löst die Lerchen behutsam aus. Man muß aber mit diesem Garn mit dem Wind streichen, denn

alle Vögel sitzen mit dem Kopf gegen den Wind, weil ihnen der Wind sonst in die Federn kann und sie fliegen auch gern gegen den Wind auf. Das Netz muß von beiden Seiten recht straff getragen werden. Es ist eine saure Arbeit.

Tage - Netze zum Lerchen - Fang.

Hiermit werden ebenfalls Lerchen gefangen, sie bestehen in vier Wänden zwei langen und zwei kurzen und einem Himmel. Tab. 1. Fig. 2. Die beiden langen Wände a a sind zwei hundert Schritt lang, die kurzen b b ein hundert und funfzig Schritt, der Himmel ist zwei hundert Schritt lang und ein hundert und funfzig Schritt breit. (Dieser ist nicht mit aufgezeichnet, damit man die Leinen welche den Himmel tragen, besser sehn kann.)

Die Wände werden spieglicht gestrickt. Sie werden ebenfalls mit einer Masche angefangen und müssen auf allen vier Seiten Säume haben. Die Maschen dürfen nicht über zwei Zoll von einem Knoten zum andern seyn. Darzu gehöret viel Zeit, ehe sie fertig werden, aber es ist auch damit der beste Fang zu machen. Alle diese Wände bekommen starke Säume mit Ringen, woran sie befestigt werden. Es wird bei dem Stellen folgendergestalt verfahren: es werden zur hintersten Wand fünf tüchtige Stangen in gerader Linie in die Erde gestoßen. In alle diese Stangen müssen oben Kloben gemacht seyn, worinnen die Leinen gehen. Es wird also an der ersten Stange die Leine feste gemacht und die Ringe an dem Netze unter die fünf Stangen gehörig eingetheilt, das ist in fünf Theile; bevor nun die obere Leine über die zweite

Stange gezogen wird, muß erst das Netz mit dem Theil von Ringen zwischen die erste und zweite Stange gehörig angereihet werden, sodann wird die Leine auf den Kloben der zweiten Stange gelegt und wieder der zweite Theil Ringe angereihet, sodann auf die dritte Stange und so fort bis die Wand fertig ist, dann wird wieder die obere Leine sehr feste gezogen, daß die Wand oben ganz gleich steht. Ferner werden die Seitenwände erst mit Stangen abgesteckt, aber bevor alles befestiget wird, muß man erst abschreiten, ob auch die vorderste Querwand nicht zu weit oder zu enge fällt, welches daher kommt, wenn die Seitenwände vorn zu weit oder zu enge angelegt sind. Hat man dieses gerichtet, so legt man die Wand eben so an die Stange an, wie die erste, alles straff. Die Pfähle müssen ganz gleich hoch seyn, damit der Himmel

gerade aufliege, auch müssen die Pfähle einander gerade gegen über stehn. Ist man mit der hintersten Querwand und den beiden Seitenwänden fertig, so werden bloß die Stangen zur vordersten Querwand eingestoßen, das Garn aber wird ordentlich auf der Erde zusammengelegt, so, daß es leicht aufgezogen werden kann, wenn die Lerchen eingetrieben sind. Von den drei mittelsten Stangen der hintern Querwand werden Leinen nach den drei vordersten Stangen gezogen e; so straff als möglich, worauf der Himmel ruht. Alsdann wird in jede Ecke noch eine starke Stange auswärts gestoßen, worauf die Leinen, die den Himmel tragen, befestiget und angezogen werden. An dieser Stange werden über Eck zwei Leinen ff gezogen, damit sich der Himmel nicht zu sehr senket. Nun wird der Himmel aufgezogen, an diesem sind Ringe oder Hä-

ken. Sind Haken daran, so wird der Himmel bloß an die Leine der Querwände gehakt; sind Ringe daran, so muß eine besondere Leine durchgezogen und mit den Querwänden befestiget werden, daß der Himmel gehörig aufliegt und nichts durch kann; so geht es rund herum, daß er fein straff wird und nicht so sehr tief hängt. Das alles kommt auf die accurate Absteckung der Stangen an. Ist nun alles fertig, so wird die vorderste Querwand unten von der Stange in eine Rinne gelegt und so eingerichtet, daß sie gleich mit der Ober-Leine in die Haken gelegt werden kann, welche an dem vordersten Ringe sind, sobald die Lerchen hinein sind. Es werden übrigens ebenfalls die Lerchen dazu auf diese Art beigetrieben, wie schon bei dem Klebgarn gelehret worden. Die Stellung der Wände muß auch dieselbe seyn. Man kann auch damit bey win-

digtem Wetter fangen. Wenn die Lerchen eingetrieben sind, hängt man die vordere Querwand gleich auf, und stellt mit einer Wand von einhundert Schritten noch einmal querdurch immer enger, und enger, bis man sie alle gefangen hat.

Stecke - Netze für Lerchen.

Man pflegt in verschiedenen Ländern auch die Lerchen mit Stecke-Netzen zu fangen, besonders bei windigtem Wetter, wo mit Tage-Netzen gar nichts auszurichten ist. Diese Stecke-Netze bestehen aus zwanzig bis dreißig Stücken, jedes ist funfzehn Schritte lang. Die Garne sind nicht höher als drei bis vier Maschen hoch gestrickt aber spieglicht, und werden im Gebäude wie Wachtel-Netze. Diese Garne steckt man gegen den Wind, aber so, daß Winkel und Ecken gemacht werden.

Dieses geschiehet Nachmittags, wenn die Lerche stille lieget. Ist dieß geschehen, so treibt man mit einer Leine, dem Winde entgegen, eine Ecke davon die Lerchen zu, aber ganz gemächlich, so, daß die Lerche Zeit und Ruhe hat und nicht aufstübt. Hat man einen Falken dabey auf der Hand, so ist es desto besser, die Lerche drückt sich eher und stübt nicht auf; diesen Falken muß einer hin und her tragen, und dann und wann einmal auffliegen lassen. Es versteht sich, daß man noch einige Leute mithaben muß, welche die Leine schleppen helfen. Man muß damit nicht zu große Flächen abtreiben, sondern ein paar Mahl fortstecken. Diese Art ist wohlfeil, jeder Jäger kann sich selbige selbst stricken und mehr damit fangen, als mit Nacht-Netzen, auch alle Mahl sicher aufspühren und darauf anlegen.

Treibezeug.

Tab. 2. Fig. 1.

Die Treibezeuge sind verschieden. Sie bestehen aus einem Hahmen, aus Geleitern und einem Himmel. Der Hahmen a wird zuerst gestrickt und mit vier und zwanzig Maschen angefangen, welche von einem Knoten zum andern einen und einen halben Zoll haben. Hat man vier und zwanzig Maschen auf das Holz gestrickt, so wirft man sie alle ab und strickt die erste und die letzte Masche zusammen, daß es rund wird, und so strickt man in dieser Rundung den Hahmen gegen zwei Klaftern lang; alsdann nimmt man eine Masche ab, und so wieder in der Maße fort, bis man vier oder sechs Mahl herum gestrickt hat, nimmt man wieder eine Masche ab. Das Abnehmen kann man auf zweierlei Art, entweder man läßt eine

Masche fallen, oder man nimmt zwei zusammen; so nimmt man immer ab, bis der Hahmen etwa sechs bis acht Klaffter lang ist, und ganz spitzig wird. Eigentlich werden auch ein paar Einkehlen gleich in den Hahmen eingestrickt, welches folgendermaßen gemacht wird: da, wo die Einkehlen anfangen sollen, nehme ich an jeder Masche eine zu, und stricke so ein Mahl um den ganzen Hahmen herum, nun zieht man das Holz heraus und fängt wieder so an, daß alle Mahl eine Masche wieder überhüpft wird, und wenn man auf diese Art herum ist, strickt man ordentlich fort, bis man öhngefähr eine Elle lang gestrickt hat, sodann macht man die Einkehle fertig. Man bindet den Faden an den stehend gebliebenen Maschen wieder an, und strickt alle die stehenden ein Mahl zusammen, dann fährt man fort und nimmt alle Mahl eine Ma-

sche ab, so wie man herumkömmt, damit sie nach und nach enger werden, so, daß die Hühner zwar hinter aber nicht zurück können. Diese Oeffnung muß man selbst beurtheilen, damit sie nicht zu klein wird. Man hört also auf, und reihet die sämmtlichen Maschen an ein Leinchen, woran ein Pfählchen gebunden wird. Wenn der Hahmen nebst den zwei Einkehlen fertig ist, so müssen Reifen hineinkommen, welche weder zu groß noch zu klein sind, und alle Mahl zwei Ellen weit aus einander stehen, welche vorne größer, hinten aber kleiner sind, das Ende des Hahmens wird hinten durch eine Leine aufgezogen, woran die Maschen gereihet sind. Dieses wäre nun der Hahmen. Nun wird der Himmel gefertiget. Dieser wird auf der andern Seite des Hahmens, wo er offen ist, angestrickt, und der Anfang mit sechs oder acht Ma-

schen am Rahmen gemacht und auf beiden Seiden immer zugenommen, bis er ohngefähr ein paar Klafter lang ist, so hat er die vollkommne Breite und Länge. Nun strickt man das Geleiter c c; dieses wird mit einer Masche apart angefangen und zu beiden Seiten bis zwölf Maschen zugenommen, so, daß es wie ein Dreieck aussiehet, alsdann werden die zwölf Maschen immer fortgestrickt, aber so, daß auf einer Seite immer zu-, auf der andern abgenommen wird, damit die Wände spieglicht werden; sie müssen so lang werden, als der Himmel, wenn er ausgebreitet ist. Nun ist alles gestrickt, aber es müssen noch Spindeln d d von hartem Holz an die Geleitern eingebunden werden, je zwei und zwei Ellen breit aus einander damit man das Geleiter in die Erde straff stecken kann. Es wird nämlich so breit als das Geleiter ist in die Spindeln oben

und

und unten ein Loch gebohrt, wodurch man mit Bindfaden den Saum von den Geleitern gerade nach dem Faden befestigen kann. Alsdann wird die Decke über den Geleitern auch fest gemacht und zusammengestrickt, übrigens wird der Himmel noch an den vordersten Reifen des Hahmens befestiget. Man kann nun auch noch mehr Geleiter e e aparte stricken, um damit auf beiden Seiten noch weiter hinaus zu stecken, damit die Hühner nicht vorbei prellen. Es kann aber auch ein Hahmen viereckigt gemacht werden, da muß man aber mit mehr Maschen anfangen, als sechs und dreißig bis vierzig. Diese Maschen werden in vier Theile getheilet, das wären neun oder zehn Maschen auf jeden Theil; hier wird statt der Reifen alle Mahl an zehn Maschen links und rechts eine Spindel befestiget, die zu beiden Seiten in die Erde gesteckt werden,

so macht der obere und untere Theil ein Viereck. Die Hühner laufen auch sehr gut hinein, alles übrige wird so gemacht wie bei einem runden Treibezeug.

Was nun das Stellen des Treibezeugs betrifft, so muß man den Wind genau beobachten, und den Hahmen dem Winde entgegen verlegen, und zwar so, daß wo möglich der Hahmen in eine Fuhre kommt, dieser wird mit Pfählchen oder Hefteln sehr gut an der Erde befestiget, damit der Wind nicht damit spielt. Das Geleiter wird ebenfalls mit den Spindeln recht fest in die Erde gestoßen, das erste Quergeleiter wird etwas vorwärts gesteckt, die andern aber schief hinaus, alles sehr straff und feste, denn wenn der Wind damit spielt, werden die Hühner scheu und gehen fort; auch:

muß auf der Erde alles gut verwahret seyn, damit sie nicht unten durchgehen. Die Geleiter müssen hin und wieder mit grünem Reis versteckt werden, so auch der Eingang im Hahmen. Aber das ganze Stellen muß hinter dem Schilde geschehen. Uebrigens weiß der Jäger schon selbst, ob er früh die Hühner auf den Ruf erst verhorchen muß, oder ob er sie mit dem Hunde absuchen kann, und dergl. Welche Gemächlichkeit, Stille und Behutsamkeit darzu gehöret, muß ein Jäger schon gelernt haben; eben so auch wie er sie eintreibt. Doch da nicht alle Gelegenheit haben, das zu lernen, so mag es als nicht ganz überflüssig hier mit gesagt werden. Wenn das Treibezeug gehörig gelegt ist, so geht der Jäger von weitem mit dem Schild um die Hühner herum, und verbirgt sich sehr gut dahinter, daß sie nichts von ihm gewahr wer-

den. Man hält dann eine Weile, bis man merkt, daß die Hühner das Schild angenommen haben, alsdann zieht man ganz sachte gegen die Hühner hin, daß sie es kaum merken, man hält wieder ein Weilchen, sieht durch das im Schilde befindliche Loch, was sie wohl machen werden. Laufen sie in der Furche, worinnen das Treibzeug liegt, so zieht man ganz sachte hinter drein. Oft aber wollen sie auf der Seite hinaus, da muß man sehr gemächlich vorbeugen und sie wieder nach der Mitte bringen. Je näher man sie nun zum Geleiter bringt, desto aufmerksamer sind sie, schnippen auch wohl mit der Schwänze; nun muß man ihnen ganz Zeit lassen, sich manchmal sachte zurückziehen und ganz unbemerkt wieder herankommen, bis sie endlich nach dem mit Reisern besteckten Zeuge zu laufen. Sind sie einmal unter dem Himmel, so

eilt man auf sie zu, ohne sie weiter zurückprellen zu lassen.

Stecke-Netze.

Die Stecke-Netze sind eins der nothwendigsten Stücke für einen Jäger, der sich den Dienst leicht machen und die herrschaftliche Küche mit Federwildpret versehen will. Die Stecke-Netze werden verschiedentlich gemacht, und müssen sämtlich accurat gestricket werden, wenn sie gut fangen sollen. Alle Stecke-Netze bestehen aus drei Stücken, als zwei Spiegel-Netzen und einem Inngarn, womit die Busen gestellt werden. Die Spiegel werden folgender Gestalt gestrickt; man fängt mit einer Masche an, wirft sie ab und strickt sie wieder auf, und giebt noch eine Masche zu; diese beiden Maschen

wirft man wieder ab und strickt sie wieder auf und giebt noch eine Masche zu, so fährt man fort abzuwerfen und immer zuzunehmen, bis man sechs Maschen hat. Sobald man nun die sechs Maschen abgeworfen und wieder aufstrickt, muß eine abgenommen werden, es werden nämlich die beiden letzten zusammengenommen, nun wirft man ab, strickt wieder herum und giebt auf der andern Seite eine Masche zu. So strickt man fort, nämlich, daß auf einer Seite zugenommen, auf der andern abgenommen wird, bis man acht bis zwölf Klafter lang hat. Die Maschen werden vier Zoll weit, von einem Knoten zum andern, das Ganze wird vier Maschen hoch gestellt, muß aber dennoch sechs Maschen weit gestrickt werden, weil zwei Maschen im Saum kommen. Man muß nun zwei solche Wände, jede zwölf Klafter lang stricken. Sind

diese fertig, so muß man die Busen oder das Inngarn stricken. Dieses ist das Garn, worein sich die Hühner verwickeln, wenn sie durch den Spiegel sind. Dieses Garn fängt man zwanzig Maschen hoch an, es muß zwei und drei Viertel Zoll von einem Knoten zum andern halten, das Busen=Garn muß aber um ein Drittheil länger seyn als die Spiegel=Garne. Wenn demnach letzteres zwölf Klaftern hielt, so muß das Busen=Garn achtzehn Klaftern halten, damit es busenreich gemacht werden kann. Dieses Busen=Garn wird zwanzig Maschen breit gerade fortgestrickt, bis achtzehn Klaftern fertig sind. Nun wird das Stecke=Netz aufgebunden und fertig gemacht. Zu den zwölf Klaftern müssen Furcheln oder Spieße geschnitzt werden, daß alle zwei Ellen weit einer eingebunden wird, diese Spieße macht man von Weißdorn unten

fein spitzig, daß man sie in die Erde ste-
cken kann. Oben und unten wird an der
Seite eine Lasche und Spalte an den Spieß
geschnitten, woran die Garne befestiget
werden. Man steckt die Spieße zusammen
jeden eine und eine halbe Elle weit in gera-
der Linie in die Erde und fängt am ersten
an, das Spiegelgarn oben an der Lasche
einzuhängen und von Spieß zu Spieß, je-
doch so, daß zwischen einen Spieß so viel
Maschen kommen, als zwischen den an-
dern. Sind die Maschen oben in richti-
ger Eintheilung in die Spieße eingehan-
gen, so wird dasselbe unten auch gemacht.
Wenn die erste Wand richtig angehangen
worden, so wird das Busen-Garn an
beide lange Seiten auf Bindfaden gerei-
het, die Maschen durch und durch auch
gezählet und auf jeden Spieß die Einthei-
lung gemacht, wie viel Maschen zwischen
jeden kommen und so wird das Busen-

Garn mit dem Bindfaden oben auch in die Lasche gehangen, unten desgleichen. Ist dieses richtig getheilt, so zieht man das Busen-Garn zwischen jeden Spieß fein faltig, daß es etwas verwirret oder busenreich stehet. Nach diesem hängt man die zweite Wand des Spiegel-Netzes auch mit eben der Eintheilung in die untere und obere Lasche und bindet alle Laschen an den Spießen mit Bindfaden ordentlich und fest zu. Nun ist es fertig und wird auf dem Spieße zusammen gewickelt. Die Spieße müssen geschält werden und das ganze Steck-Garn muß grün oder aschgrau gefärbt werden, damit es nicht so blitzt; dieses muß geschehen ehe die Spieße eingebunden werden. Dieses, was zwölf Klafter lang war, ist aber nur ein Stecke-Netz. Man muß derer viele haben, damit man eine rechte Fläche hin ausstecken kann; desto sichrer

ist der Fang. Die Stecke-Netze müssen, im Holze, oder wo man fangen will, in Zickzack gesteckt werden, damit sich die Hühner darein verlaufen oder doch hinein gerathen. Wo und wann sie der Jäger stecken soll, muß er vermöge seiner Kunst gelernt haben; ob er nämlich mit den Hunden darzu vorsucht, oder ob er sie sonst mit der Pfeife früh zusammen ruft, das ist seine Sache.

Ferner kann man mit diesen Stecke-Netzen auch Schnepfen fangen. Man steckt sie in Dickigte und stehende Hölzer, niemahls aber auf junge Gehaue. Man steckt quer durch im Zickzack und treibt mit etlichen Leuten den Netzen entgegen, die Leute dürfen nur husten und mit Stöcken sachte in die Büsche schlagen, auf diese Art laufen die Schnepfen immer fort und fangen sich in den Netzen.

Eben so kann man auch Fasanen damit fangen; besonders wenn auf dem Felde noch etwas Getreide stehet, ziehen sich die Fasanen gern hinein. Man steckt das Getreide damit quer durch, und treibt von beiden Seiten nach dem Garne zu, aber vielen lerm darf man dabei nicht machen, sonst steigen sie auf.

Schnee = Haube.

Tab. 1. Fig. 2.

Eine Schnee = Haube ist ein rundes Garn mit einem Himmel, wo unten verschiedene Einkehlen hineingehen; inwendig liegt Futter für Rebhühner; sie wird bey Schnee gebraucht und folgender Gestalt gestrickt. Man nimmt Bindfaden, fängt mit einer Masche an, und strickt spieglicht, nimmt jedes Mahl zu bis auf

zwanzig Maschen, alsdann aber wird jedes Mahl auf beiden Seiten zugenommen, und so fort gestrickt, bis das Garn wenn man es dehnt, vier Klaftern lang ist. Alsdann werden beide Enden zusammen gestrickt und in vier gleiche Seiten getheilt, und in jeder Seite ein Spieß eingebunden, daß es vier Wände werden, wenn man die vier Spieße in ein Viereck in die Erde steckt. Ueber diese vier Wände wird eine Decke gestrickt, welche so lang und breit seyn muß, als das Viereck, dieses wird auf die Wände rund herum aufgestrickt. Alsdann schneidet man in den vier Seitenwänden in der Mitte a einige Maschen heraus, daß es ein rundes Loch wird, an dieses Loch strickt man Einkehlen, wie in ein Treibezeug, jedoch nicht so lang. Die Einkehlen werden am Ende schmäler als an der Wand, und inwendig in der Haube etwas straff

gesteckt. Diese Schnee-Haube wird folgendermaßen aufgestellt: wo sich gewöhnlich Hühner aufhalten, steckt man sie wie ein Viereck auf die Erde fest, ziehet die Einkehlen inwendig mit einem Heftel etwas straff an, daß die Oeffnungen offen bleiben, damit die Hühner bequem hinein kriechen können. Man macht auch den Himmel durch einen Heftel in der Mitte an der Erde fest, damit durch das Flattern der Hühner sie nicht locker werde. Man thut etwas Getreide nebst Aehren hinein und macht glatte Steige nach der Schnee-Haube zu. Man kirret sie auch mit Weizen von weitem herbei. Jemehr Schnee-Hauben, desto besser der Fang. Man kann auch nur ein paar Einkehlen hineinstricken, wenn der Schnee nicht zu tief liegt, so finden sie den Weg auch hinein.

Tyras zum Wachtel-Fang.

Mit dem Tyras werden die Wachteln im grünen Getreide gefangen, derselbe muß acht bis zehn Klafter lang und sechs bis acht Klafter breit seyn. Es wird hierzu feiner Bindfaden genommen und mit einer Masche zu stricken angefangen. In dieselbe Masche werden wieder zwei Maschen gestrickt, in die zwei wieder vier und so wird beim Stricken auf beiden Seiten jedes Mahl zugenommen und damit fortgefahren, bis er die gehörige Breite hat, alsdann aber wird bloß die Anzahl Maschen fortgestrickt, nur mit dem Unterschied, daß auf einer Reihe abgenommen, auf der andern wieder zugegeben wird, damit der Tyras spieglicht wird und auf allen Seiten einen Saum bekomme. Das Ab- und Zunehmen muß wechseln, da wo man das vorige Mahl abge-

nommen hat, nimmt man dies Mahl zu, und wo man zugenommen hat, nimmt man das folgende Mahl ab. Sobald der Tyras die Länge hat, so nimmt man an jeder Ecke wieder eine Masche ab, so daß auf jede Reihe, bald links, bald rechts, eine Masche weniger wird, mithin müssen alle Mahl jede Reihe zwei Maschen weniger seyn, bis endlich nur eine Masche wird. Alsdann wird auf der vordersten Seite eine Leine eingezogen, wovon auf jeder Seite drei Klafter übrig sind. So ist er fertig. Hierzu braucht man erst die Wachtelpfeife, daß man sie damit rufe und herbeilocke. Man legt sich ins Getreide und pfeift, so schlägt sie auch, und kommt herbei. Man merkt sich die Gegend wo sie sitzt, und streicht mit dem Tyras über das Getraide hinweg. Versteht sich, daß zwei Mann dazu gehören. Man kann die hintere Seite des Tyrasses auf dem

Getreide schleppen lassen, so bald sie darunter ist, flattert sie auf, so muß man das Netz gleich nieder werfen, und sie fangen. Auch pflegt man den Budelhund zum Tyrastragen abzurichten.

Ferner

kann man auch die Wachteln mit Stecke-Netzen fangen, aber die Stecke-Netze müssen nur zwei und einen halben Zoll von einem Knoten zum andern haben und eine ganze Masche niedriger seyn, als die für Rebhühner. Sie müssen eigentlich nur drei und eine halbe Masche hoch stellen. An dem Busen-Garn dürfen die Maschen nur einen Zoll weit seyn. Eben so gehet es auch mit Treibezeuge an, wo viel Wachteln sind, das Treibezeug wird aber so gestrickt als wie zu Rebhühnern, nur daß die Maschen enger gefaßt werden.

Man

Man legt diese Treibzeuge in Getreide und macht kleine Stiegen nach dem Hahmen hin. Alsdann treibt man von der entgegengesetzten Ecke des Getreides durch Werfen mit Sand, oder Schellen und dergleichen die im Getreide liegenden Wachteln nach demselben hin, versteht sich aber, daß man ein Schild dazu hat. Wo viel Wachteln sind, kann man viel damit fangen.

Garn zu einem Vogelheerd, worin man Krammetsvögel, Drosseln, Amseln und dergleichen fängt.

Dieses muß ein Strauchheerd seyn, über welchen die Garne zusammenschlagen, so daß die gefangenen Vögel darin herumfliegen können und sich in die Garne hangen. Die Garne bestehen aus zwei

Wänden Tab. 3. a b, davon jede Wand auf beiden Seiten einen Zipfel c hat. Man strickt ohngefähr eine Reihe von zwei hundert Maschen, dieses wird drei hundert Mahl durchgestrickt, daß ein vierecktiges Nëtz werde. Alsdann strickt man fort und nimmt bei jedesmahligem Durchstricken an den Enden eine Masche ab, daß in jeder Reihe zwei Maschen weniger werden, bis ohngefähr auf zwanzig Maschen, welche alsdann in einen Faden zusammen gezogen werden, dieses ist ein Zipfel. Ferner fängt man an dem andern Ende, wo man nämlich mit den zwei hundert Maschen das Garn anfing, an, auch einen solchen Zipfel zu stricken, und nimmt Reihe für Reihe alle Mahl zwei Maschen, an jedem Ende eine, ab, bis man nur noch zwanzig Maschen hat, welche auch auf einen Faden gefaßt werden. Auf diese Art werden zwei Wände gestrickt.

Die Maschen können einen und einen halben Zoll weit von einem Knoten zum andern seyn, die Wände werden von feinem festen Zwirn gemacht. Alsdann wird jede Wand mit starkem Zwirn oder dünnem Bindfaden rund herum einmal bestrickt, wodurch die Leinen gezogen werden. Hierauf werden zwei Ober-Leinen d d eines kleinen Fingers stark und ohngefähr sieben Klafter lang an der einen Seite eingezogen, wo die beiden Wände zusammenschlagen. Die Unter-Leinen e e sind nur sechs Klafter lang und brauchen nicht so stark zu seyn. Der Strauchheerd wird acht Ellen lang und drei und eine halbe Elle breit auf einem hübschen Platz angelegt und mit allerley jungem Holz, besonders aber mit Wacholder-Sträuchen, Schißbeer, Kreuzbeer und was da ist, versehen. Daß er übrigens an einem Orte, wo der Zug der Vögel gehet, gemacht

werden muß, und vor dem Nordwind gedeckt ist, muß der Jäger schon wissen, wie ich auch voraussetze, daß er die Befestigung und Stellung des Netzes verstehen wird. Die Anlegung der Wände wird auf verschiedene Art gemacht. Erstlich wird der Heerd in zwei lange Hälften abgemessen, und daselbst oben und unten gerade auf der Theilungslinie gleich an den Heerd an, aber auswendig, ein sechs Zoll starker Pfahl f eingeschlagen. In diesem Pfahl werden rechts und links zwei Rollen g g angebracht, worauf die Oberleinen von beiden Wänden laufen, wenn der Schnellstab das Netz zusammen schlägt. Unten an dem Pfahl werden zwei Scheeren h h angebracht, eine links, die andere rechts, in welchen zwei Stäbchen, welche zwei Ellen lang sind, auf und nieder beweget werden können. An diese Stäbchen wird die innere Seite der Zipfel e von

den Wänden aufgerichtet und in der Ober-
leine feste gemacht. Wohlgemerkt, die
Stäbchen müssen gerade so lang seyn, als
die eine Seite der Zipfel ist, die zusam-
menschlägt. Sie müssen mit einem Worte
gerade halb so lang seyn, als der Heerd
breit ist. Um den Heerd herum wird eine
Rinne k von einigen Zollen Tiefe gemacht,
worein rund herum das Netz gelegt wer-
den kann. Alsdann werden die Unter-
leinen in diesen Rinnen auf beiden langen
Seiten des Heerds in jeder Ecke l l mit
hölzernen Häkchen oder Hefteln fest ge-
macht, nachdem vorher an den Wän-
den die Zipfel an einer so lang wie an der
andern abgetheilt worden sind. Das sieht
man gleich. Da wo das Abnehmen der
Maschen anfängt, da wird das Netz in
der Ecke des Grabens mit der Unter-
leine bei l befestiget. Wenn nun die
Wände an den Seiten befestiget sind, so

wird der Zipfel in dem Graben um die Ecke herum nach dem Pfahl f zu gelegt, und das Ende des Zipfels wird neben dem Pfahl, in die Erde mit Hefteln befestiget. Der Zipfel und die lange Seite des Garns müssen einen Winkel machen. Zu mehrerer Auflegung des Garns in dem Graben werden hin und wieder in der Mitte der Unter-Leine noch einige Heftel eingesteckt, dieses alles wird an jedem Zipfel gemacht. Die Ober-Leinen, welche an den langen Seiten des Garns befindlich sind, müssen an den Ecken, wo sich die Zipfel anfangen, herüber durch die Rollen gezogen werden, so daß sie von der Rolle bis an die äußere Ecke des Stäbchens frei schweben, wenn das Netz im Graben liegt. Beide die rechte und linke Ober-Leine, werden über dem Pfahl zusammengebunden. Nun wird fünf bis sechs Ellen, von den Pfählen

rückwärts, oben und unten eine Stange m in die Erde gestoßen, die gut schnellt; diese wird mit der Spitze herunter nach dem Pfahl f zu gebogen und die zusammengebundenen Ober-Leinen daran befestiget, wie an einer Drechselbank. An dem andern Ende wird das eben so gemacht. Diese beiden Stangen bekommen dann auf dem Pfahl, oder von der Erde herauf eine sehr leichte Stellung, damit sie, wenn man durch einen Bindfaden in der Vogelhütte die eine Stellung abzieht, die Wände leicht und schnell über den Vögeln auf und zusammen schnellen. Die Stellungen hier alle zu beschreiben wäre überflüssig, denn jeder Jäger hat seine eigene, und es sind deren genug bekannt, wie bei Wiesel- oder Iltis-Fallen und so weiter, wovon unten eine leichte beschrieben werden soll. Aber wohl verstanden, die Stellung der hintern Schnellstangen muß

mit der vordern durch Drath verbunden werden, damit beide auf einen Zug gleich richtig und geschwinde losschlagen. Die Pfähle worinnen die Rollen laufen, bekommen aber einen ohngefähr zwei Zoll breiten Einschnitt, in welchem Einschnitt die beiden Rollen neben einander, vermittelst ein paar Polzen feste gemacht werden. Es versteht sich übrigens, daß etliche Lock- und Laufer-Vögel den Vogelheerd umgeben müssen, so wie auch einige funfzig Schritt davon, wo der Zug herkommt; desgleichen hin und wieder Antritt-Reiser. Uebrigens muß dem Heerd so lange nachgeholfen werden, bis die Wände recht richtig und gut zusammenschlagen, daß keine Oeffnung dazwischen bleibt. Die Oeffnung zwischen dem Stab i und dem Pfahl f fällt ganz weg, wenn man die Stäbe gerade senkrecht am Pfahl befestiget, übrigens müssen die

Pfähle mit grünem Reisholz verwildert werden, daß aber auch das Netz zusammenschlagen kann. Ich habe zwar den Heerd acht Ellen lang und drei und eine halbe Elle breit angegeben, es kommt aber die Länge und Breite desselben hauptsächlich auf die Größe der Wände an; diese kann man am besten bestimmen, wenn man das Garn, welches man dreihundert Mahl durchgestrickt hat, auf der Erde in die Länge und Breite gehörig ausdehnt, und die Länge mißt. Alsdann wenn die Zipfel daran gestrickt, dehnt man sie auch ordentlich aus und mißt davon eine Seite, jenes bestimmt die ganze Länge, dieses die halbe Breite des Heerdes. Denn die Länge und Breite des Heerdes muß nach der Größe des Netzes, nicht aber das Netz nach der Größe des Heerds gemacht werden.

Kernbeisser zu fangen.

Die Kernbeisser nähren sich von Kirschen, Hanf- und Buchensaamen, sind im Herbst besser als im Sommer. Sie thun vielen Schaden, und an manchen Orten hat der Jäger die Pflicht auf sich, sie zu vertilgen oder zu verscheuchen, daher habe ich anzeigen wollen, wie sie zu fangen sind. Man fängt sie am sichersten auf einem Heerd, welcher ungefähr vierzehn Ellen lang und acht Ellen breit ist. Die Netze bestehen aus zwei Wänden, die man auf zwei hundert und funfzig Maschen anfängt zu stricken, und hundert und vierzig Mahl herum. Beide Wände werden rund herum mit starkem Bindfaden verhauptmaschet und Leinen eingezogen und was darzu gehört. Den Heerd macht man auf einem grünen Rasen, steckt auf die Seiten an den Heerd kleine Büsche, hinter welchen das Netz

liegt, und beim Aufschlagen darüber wegschlägt. Uebrigens ist der ganze Heerd platt. Man muß darzu auch einige Lock = Vögel haben, die man in Bauern gleich hinter die Netze setzt, auch muß man etwa vier Stück auf den Heerd auflaufern. Der Heerd wird gut mit Hanfkörnern bestreuet. Man schlägt den Heerd sehr früh auf, und man hat nicht nöthig sich sonderlich zu verstecken, denn sie sind nicht sehr scheu, man darf nur eine Ecke davon, oder hinter einem Baume stehen. Diese Wände werden mit den Hefteln an den Unter = leinen ebenfalls gut an der Erde verwahrt. Uebrigens unterscheidet sich der platte Heerd von dem ersten dadurch, daß die Stäbe nicht in der Mitte, sondern auf dem vierten Theil der Breite des Heerdes seyn müssen, wie man Tab. 4. siehet. In der Mitte des Heerdes bey A. wird ein

Pfahl mit Rollen eingestoßen, wie im vorigen, die Rollen müssen aber nur drei Zoll über der Erde stehen. Alsdann wird jede Hälfte des Heerdes wieder in zwei Theile getheilt, und auf diese Theilungspunkte die Lorven B. B. mit dem Stabe C. eingeschlagen, daß die Stäbe der Erde ganz gleich aufliegen, und rechts und links auf die Erde gelegt werden können. Diese Stäbe müssen gerade von der Lorve bis an den Pfahl A. reichen, und werden mit den Enden an die Ecke der Wände mit der Ober = Leine befestiget und mit den Wänden in das Gräbchen zurückgelegt. Alsdann wird die Rückleine an die Schnellstange angebunden, durch die Rollen gezogen, und an die Stäbe an der Ober = Leine auch angebunden. Die Stellung wird also gemacht Fig. 2. In dem mittelsten Pfahl A. geht eine Zunge B. durch ein länglicht viereckigtes Loch,

die an einem Polzen auf und niederbeweget werden kann. Diese Zunge muß vorne nach dem Heerde zu einen etwas krummen Haken haben, daß die Schleife, womit die Schnellstange angehangen wird, daran hält. Die hinterste Seite der Zunge wird durch ein Stellholz C. aufgestellt, wie es die Zeichnung giebt. An diesem Stellholz ist die Rückleine, welche in die Hütte gehet. Wenn nun das Stellholz abreißt, springt die Zunge in die Höhe und die Stange schnellt die Wände über den Heerd. Eben so wird es auch an der hintersten Seite gestellt, und die hinterste Stellung wird an einen Drath, der bis zur vordersten geht, genau und scharf mit der vordersten verbunden, daß sich nichts dehnet, sondern beide in einem Augenblicke losreißen. Uebrigens muß alles straff stehen, daß nichts losspringt, wenn ohngefähr ein Vogel

sich darauf setzt. Man muß hierbei selbst etwas Einsicht haben, diesem und jenem nachzuhelfen, wo etwas nicht recht treffen sollte, oder man hätte die Beschreibung nicht recht verstanden.

Eine andere Art Vogelheerd für Krammetsvögel.

Man strickt die Wände auf vier und zwanzig Ellen lang, und sechs Ellen breit ohne Zipfel. Hierzu wird ein schön grüner Platz ausgesucht. Auf demselben wird die gehörige Größe abgesteckt, und auf beiden Seiten, kurz vor den Wänden einige kleine Wacholdersträucher eingesteckt und darzwischen rechts und links ein Lockvogel gestellt. Die Wacholder-Büsche müssen etwas krumm gebogen seyn, damit die Wände gut darüber wegschlagen.

Der Heerd ist in der Mitte ganz frey. Gleich hinter den Wacholder=Beeren liegen die Wände, welche aber mit den Unter=Leinen an den Ecken, und in der Mitte gut und straff mit Hefteln befestiget sind. In der Mitte der Breite des Heerdes werden gleich daran Lorben oder Pfähle mit Rollen eingestoßen, wie schon Tab. 4. gezeigt worden, übrigens wird alles so gemacht, wie beim vorigen.

Wachtelpfeifen zu machen.

Hierzu wird schwarzes oder rothes Kalbleder genommen, welches ein Stück von sieben Zoll Länge, und drei Zoll Breite ist. An einem Ende aber muß es etwas schmäler seyn, wo die Pfeife hineinkommen soll. Dieses Leder wird an beiden langen Seiten recht feste zusammengenähet, an dem breitern Ende aber wird

ein rundes Stückchen Holz mit eingenähet, welches einen Zoll lang ist, und auswendig von beiden Seiten etwas breit geschnitten wird, wie ein Schwalbenschwanz. Alsdann schabt man ein dünnes rundes Holz recht glatt, welches so lang als das Leder ist, und leichte hinein gehen muß. Das Leder wird naß gemacht, und über das glatte Stückchen gezogen, und an der Oeffnung, einen Zoll zurück, mit einem guten gewichsten Faden recht feste um das Holz gewunden. Nachher schiebt man das noch feuchte Leder nach dem Bindfaden zu, daß es rings herum eine Falte werde. Man bindet wieder einen Zwirnsfaden, daß die Falte bleibt, schiebt wieder eine Falte und unterbindet sie wieder, bis das am andern Ende eingenähete Holz anstößt, und sich das Leder nicht weiter schieben läßt. Nun legt man die gewickelte Pfeife auf ein Bret und rollt

sie

sie hin und her, daß die Falten dichte, fest und gerade werden. Man läßt es recht trocken und hart werden, schneidet alsdann die Faden sauber ab, und zieht das Holz wieder heraus, so wäre der Balg fertig. Die Pfeife macht man von einem Gänse-Beine, das hübsch rund ist, wie dergleichen Pfeifen von den Jungen gemacht werden.

Den Kern muß man von Wachs hineinsetzen, damit man dadurch die Pfeife stimmen kann, daß sie gerade den Ton gebe wie die Wachtel hat. Man macht nämlich mit einer Steckenadel das Loch im Wachse groß oder klein, denn die Pfeife muß eben die Stimme haben, wie die Wachtel. Diese Pfeife bindet man sodann in die Oeffnung des Leders recht feste ein, so ist sie fertig. Diese werden bei dem Stecke-Netze gebraucht. Wenn man den Hahn schlagen hört, so schleicht

man hinan, steckt die Netze ins Getreide, die sehr wohl auf dem Boden aufliegen müssen; nun setzt man sich etliche Schritte hinter das Garn. Wenn die Wachtel schlägt, so stößt man mit der Pfeife gleich auch, so, daß nur noch ein paar Töne von der Pfeife zu hören sind. Man muß nicht zuviel Mahl, und nicht zu oft schlagen, auch den richtigen Ton haben, so wird man die Wachtel bald fangen. Merkt man, daß die Wachtel unter dem Garne weggeschlichen wäre, so ziehet man sich sachte zurück, und setzt sich auf die andere Seite des Netzes und ruft wieder da. Bey feuchter Witterung läuft die Wachtel nicht, sondern kommt gerade auf die Pfeife zugeflogen.

Staare zu fangen.

Hierzu werden Garne von mittelmäßigem Zwirn gestrickt; die Maschen sind

von einem Knoten bis zum andern einen und einen halben Zoll weit. Man fängt mit zwei hundert und funfzig Maschen an und strickt ein hundert und zwanzig Mahl herum. Hierzu werden zwei Wände gestrickt und fahl oder grün gefärbt. Der Heerd wird platt auf einem abgegraseten Rasen, neben einem Teiche oder Weinberge aufgerichtet. Die Wände oder Garne werden eben so angelegt und mit Stäben versehen, wie bei den Kernbeißern, und alles so gemacht. Auf den Heerd müssen ein paar Staare an einem Faden aufgelaufert seyn. Uebrigens braucht man eine schlechte Hütte von etwas Reisholz hinzubauen, worein man sich verbirgt und die Staare berückt. Man muß aber nicht beständig an einem Orte bleiben, denn es fliegen viel Staare beym Fange davon, — welche um den Heerd herumsaßen, diese lernen das Zeug ken-

nen, und gehen nicht leicht auf den Fleck. Wenn man daher einige Mahl gut gefangen hat, muß man sehen, wo andere Fluge sind und den Heerd dahin aufschlagen. Wenn die Wiesen nicht mehr darzu taugen, schlägt man den Heerd auf die Stoppeln auf. In Teichen wo Rohr und dergleichen ist, gehet der Fang am besten. Man muß gleich zu Johanni anfangen, wenn die Staare noch jung sind.

Staare mit der Trommel zu fangen.

Tab. 5. Fig. 1.

Dieses geschieht im Röhricht, wenn sie Abends einfallen, und sich zur Ruhe begeben, vermittelst faulen Holzes oder einer Laterne. Das Garn A, welches man die Trommel nennt, wird folgender

Gestalt gestrickt. Man fängt mit vierzig Maschen an, strickt die erste und letzte zusammen, daß es rund werde, so strickt man zehn oder zwölf Mahl herum, alsdann wird an jeder Reihe eine Masche abgenommen und zwar vier und zwanzig Mahl; alsdann nimmt man wieder an jeder Masche durch die ganze Reihe eine zu. Diese zugenommenen Maschen läßt man alle wieder fallen, und strickt bloß die vierzig Maschen, mit denen man anfing, bis auf drei Ellen lang fort. Alsdann wird wieder an jeder Masche eine zugenommen, daß es achtzig Maschen werden. Diese zugenommenen Maschen läßt man wieder fallen, und strickt wieder bloß vierzig Maschen zehn oder zwölf Mahl fort. An diese zugenommenen und wieder ledig gewordenen Maschen, werden nun die Einkehlen gestrickt. Man strickt also alle die Maschen, die man fallen

ließ, wieder auf, und nimmt bey jedesmaligem Herumstricken eine ab, bis auf etliche Maschen, daß die Einkehle so enge werde, daß ein Staar der Quere durch kann. Eben so wird die Einkehle auf der andern Seite gestrickt. Auswendig, an beiden Enden, wo man noch zehn Mahl fortstrickt, werden Reifen eingebunden, welche gerade so groß sind, wie die Weite des Garnes ist; desgleichen auch da, wo die Einkehlen anfangen, und in der Mitte werden Reifen gemacht, so daß fünf Reifen darinnen sind. Nun ist die Trommel fertig, diese wird nun folgender Weise aufgestellt. Man giebt Acht, wo die Staare des Abends ins Röhricht einfallen, welches gewöhnlich bei Brüchen geschieht, daselbst schlägt man Nachmittags die Trommel auf. Man stößt zwei Stangen g g so weit von einander in die Erde, daß die Trommel der Länge nach darzwi

schen paßt, aber auf jeder Seite noch ein oder zwei Ellen Platz ist; die Stäbe müssen recht fest gestoßen werden, damit die Trommel recht straff darzwischen gespannt werden kann, welches mit zwei an den Reifen befestigten Schnuren b b geschiehet, wovon eine oben, die andre unten am Reifen befestiget ist. Gleich neben diesen beiden Stangen werden wieder gegen drei Ellen weit ein paar Stangen c c zur Seite eingestoßen, daran werden ganz dünne Stängelchen d d gebunden, welche bis in die Einkehlen langen, sich aber nicht sehr biegen dürfen, das andre Ende der Stängelchen wird in die Einkehle auch angebunden. Es muß aber knapp bis in die Einkehle reichen. In diese Trommel legt man ein Stück faules Holz, oder man hängt eine kleine Laterne e hin. Die Staare lieben das Helle sehr, und sitzen gewöhnlich gern wo etwas leuchtendes ist.

Wenn es nun recht dunkel ist, so ziehen sie alle nach dem faulen Holze, welches leuchtet, oder nach der Laterne. Sie flattern darum herum, und wollen sich alle auf die angebundenen Stängelchen setzen, und drängen einander auf die Stängelchen, so daß immer eins um die andere zurückt, und näher nach der Einkehle kommt, und von den andern, die alle so nahe sitzen wollen, in die Einkehle gestürzt wird, und hiermit gefangen ist. Diese flattern nun in der Trommel herum, und jene rücken dadurch immer besser herbei. Früh Morgens lößt man sie dann aus. Man muß zu dem Ende in der Trommel einige Maschen im Quadrat herausschneiden, und ein Thürchen daran machen, damit man die Staare desto besser auslösen und ein Gitter hineinbringen kann. Die Trommel muß nur in rechtes dickes Röhricht gebracht werden.

Wilde

Wilde Enten und Gänse im Garne zu fangen.

Es ist öfters der Fall, daß man auf großen Seen und Teichen die wilden Gänse oder Enten, besonders die jungen, mit der Flinte nicht erreichen kann, so bedient man sich hierzu des Garns. Sie werden eben so gestrickt, wie Stecke-Netze zu Rebhühnern, nur daß die Spiegel-Maschen von einem Knoten zum andern zwölf Zoll halten. Sie werden vier Maschen hoch gestrickt von mäßigem Bindfaden. Das Inngärn aber wird von recht starkem Zwirn achtzehn Maschen hoch gestrickt, wo die Maschen aber nur drei Zoll weit sind; die Länge eines solchen Garns muß sich nach der Breite des Teiches richten. Das Inngarn aber muß um ein Drittel länger seyn. Das Inngarn wird mit der gehörigen Eintheilung, wie bei den Hühnerstecke-Netzen

gesagt wurde, gemacht; bloß zwischen beide Spiegel, welche ein Geleiter ohne Spieße haben, oben und unten werden Leinen durchgezogen. An die unterste Leine werden von Distance zu Distance Bleigewichte, oder Steine angebunden, damit sich das Garn ins Wasser zieht. Nun stellt man die Garne folgendergestalt: ist Schilf in dem Teiche vorhanden, so steckt man die Garne quer durch, schlägt vorher einige Furcheln oder Stäbe so tief, daß, wenn das Garn daran hängt, eine Masche unter dem Wasser befindlich ist, und drei Maschen darüber hinausstehen. Alsdann geht man von weitem um den Teich herum hinter die Enten, und treibt sie gemächlich nach dem Garne zu, wo sie denn durchkriechen wollen, aber nur halb durchkriechen können und rückwärts sich mit den Federn darin verhängen. Man kann hiermit jung und alt zusammen fangen. Ferner:

kann man sie auch mit einer Art Treibezeug fangen. Nämlich man strickt ein Treibezeug mit Geleitern. Diese fängt man spieglicht mit einer Masche an; die Maschen werden drei Zoll weit gestrickt. An den Geleitern kommen oben und unten hin und wieder Ringe, wodurch die Leinen gezogen werden; unten hängt man Steine daran. Der Hahmen wird vorne etwas weit und die Einkehle kurz. Erst müssen an dem Geleiter lang herunter auf beiden Seiten Stellstangen in das Wasser eingestoßen werden, woran die Geleiter befestiget werden. Den Hahmen stellt man ins Schilf, und führet die Geleiter am Schilf auf der Seite hinaus, wenn nun die Enten in das Schilf wollen, so ziehen sie an dem Geleiter herunter und sehen das Loch, wo sie ins Schilf können; alsdann finden sie die Oeffnung vom Hahmen, da ziehen sie da hinein

durch die Einkehlen und können nicht wieder heraus.

Enten auf dem Heerd zu fangen.

Der Entenheerd wird da, wo die Enten gewöhnlich auffallen, nahe an das Ufer angebracht, man nimmt dazu die Wände, die man bei Staaren braucht. Man macht von Schilf eine kleine Hütte, worin man mit der Leine steckt. Man probiert erst alles, damit kein Fehler wird, alsdann nimmt man die Garne wieder weg und bestreuet den Heerd einige Mahl mit Hafer oder Gerste, oder Malz. Hierzu muß man aber eine Lock-Ente haben, welche auf den Heerd zugleich mit an eine Leine angefesselt ist, damit die Enten die Körrung annehmen. Man streuet immer

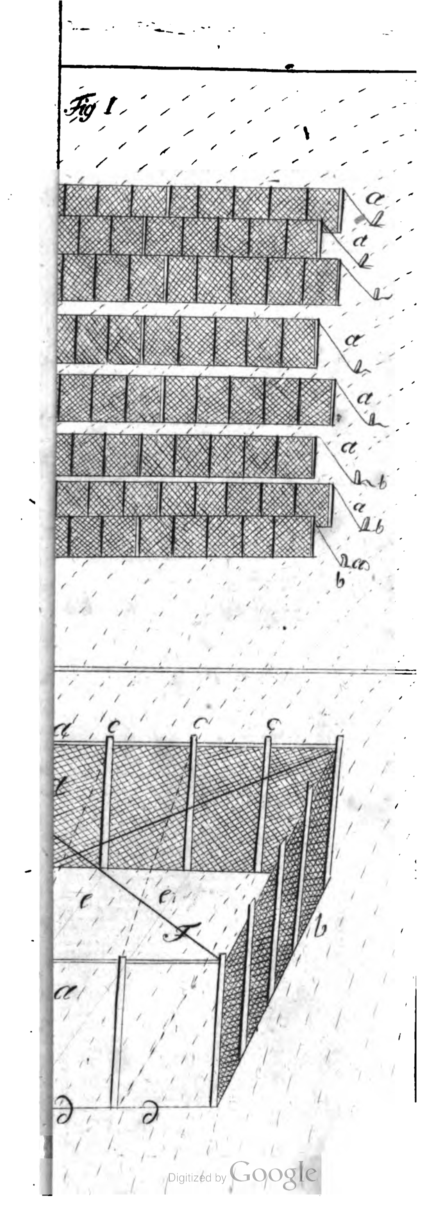
wieder Futter hin, bis sie recht sicher sind. Nachher schlägt man die Garne auf, wenn es guter Wind ist. Die Garne werden mit kurzem Grase bedeckt. Die Lock-Enten bleiben darauf. Nun wartet man, bis eine gute Parthie kommt, denn wenn etliche auf dem Teiche sind und ein paar auf dem Heerde, da darf man nicht rücken, sonst werden die auf dem Teiche verprellt, und kommen so bald nicht wieder; besser ist es, man sucht sie zusammen zu bekommen.

Nachtigallen zu fangen.

Hierzu wird ein viereckigtes Garn a spieglicht gestrickt, welches vier und zwanzig Maschen breit und lang ist, die Maschen einen Zoll weit. Dieses Garn

spannt man in einen viereckigten Rahmen. Nun sucht man Mehlwürmer, die man in Mühlen reichlich bekommt. Von diesen macht man etliche an ein dünnes, sechs Zoll langes Reis fest b, alsdann nimmt man einen dünnen, sechs Zoll langen Stock, und einen noch dünnern, zwölf Zoll lang. Nun sucht man die Oerter, wo die Nachtigallen sich aufhalten; man räumt da herum einen Rasen, ohngefähr eine Elle weit ab, daß es schwarz wird, da stellt man das Garn auf. Man steckt nämlich mitten auf diesen Fleck, den sechszolligen Stock, legt das Garn auf den Fleck, und macht es an einer Seite mit zwei Haken feste an, hebt es auf, und legt das Rüthchen mit den Mehlwürmern darunter auf den eingesteckten Stock, und setzt den Stock von zwölf Ellen auf das Querrüthchen und oben an den Rahmen des Garnes an, und geht bei Seite.

Sobald die Nachtigall den frischen schwarzen Fleck sieht, fliegt sie herunter, findet die Mehlwürmer, will sie abhacken, und das Garn schlägt zu, und fängt sie.


Fig I
a
b
c
d
e
f

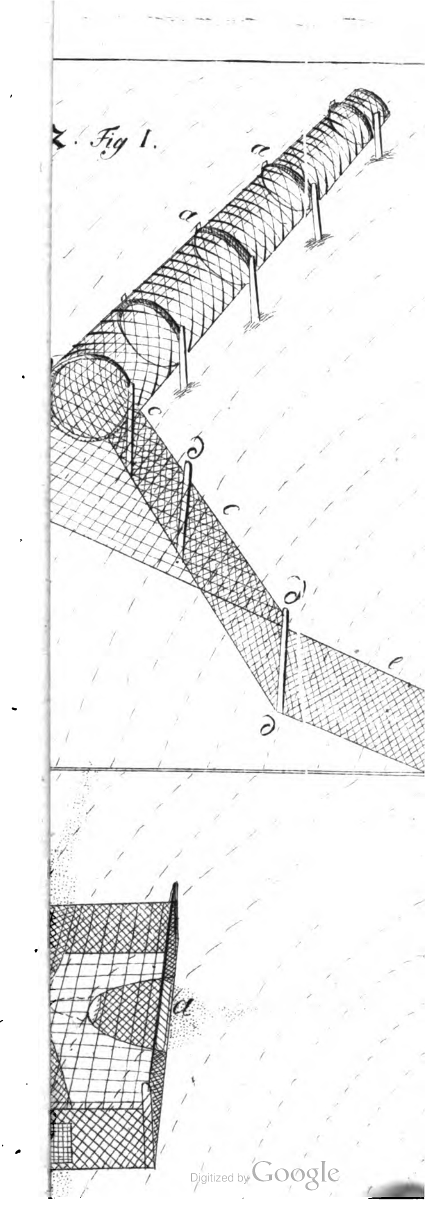
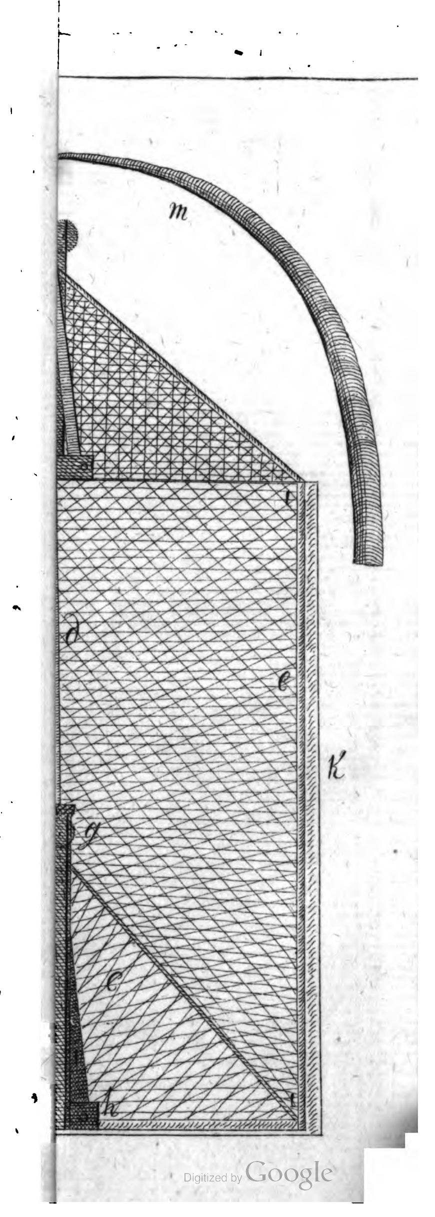
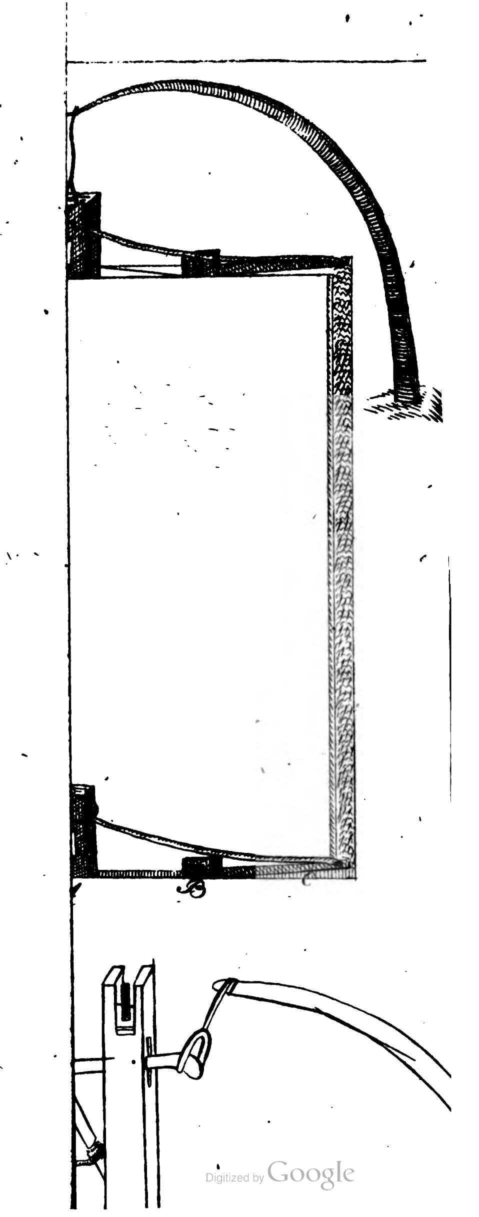
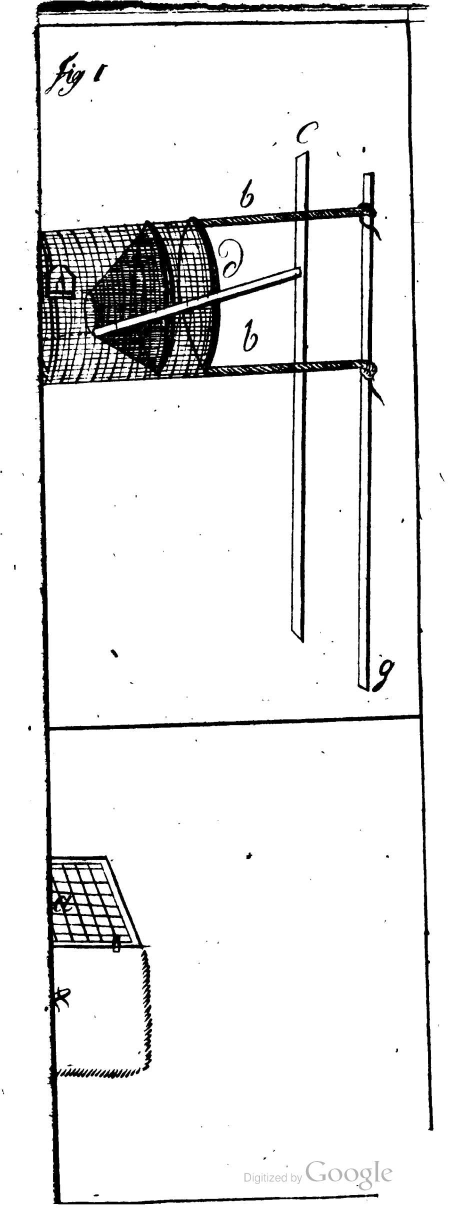
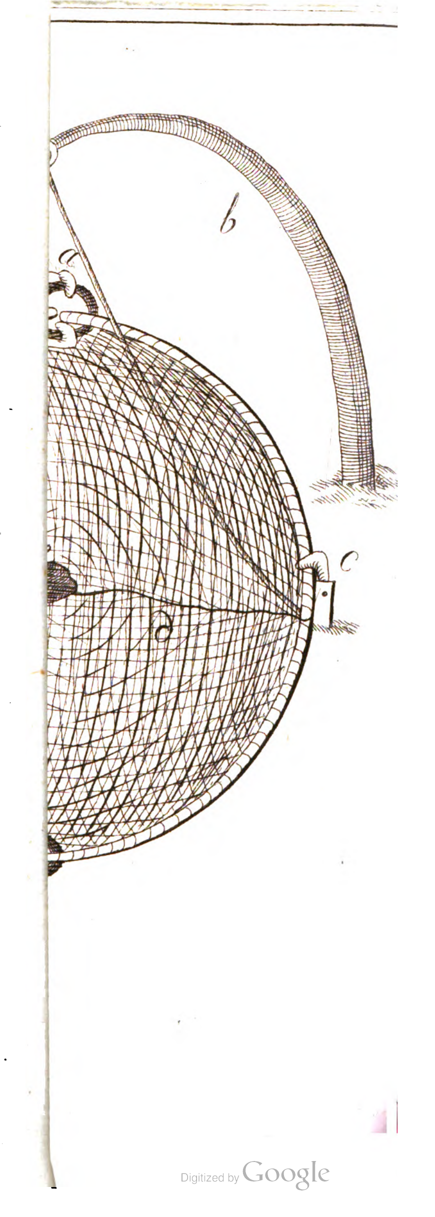


Fig I.
a
a
c
d
c
d
e
d
d

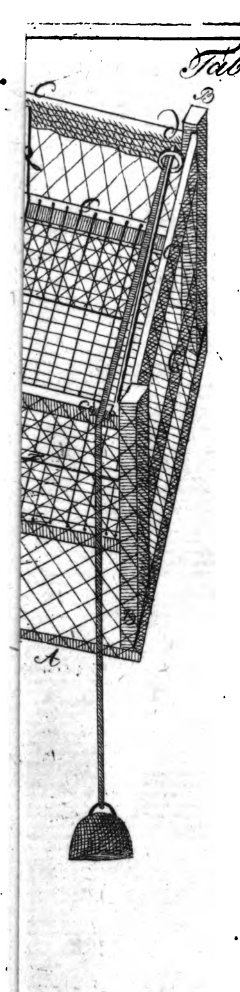

m
i
d
e
K
g
c
h
i




Fig 1
c
b
d
b
g


b
a
c

Tab. 7.



C Dietrich Sc. 1802


Digitized by Google

